Schloß Richmond.

Roman

von

Anthony Trollope,

Verfasser von: „Doctor Thorne," „Die Bertrams" ꝛc.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Zweiter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1863.

Schloß Richmond.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel

Familienberathungen.

Als die Mädchen und Tante Letty sich auf ihre Zimmer begeben hatten, kehrte Herbert in das Ankleidezimmer seiner Mutter zurück, setzte sich mit ihr an den Kamin und besprach mit ihr den plötzlichen Anfall, von welchem sein Vater heimgesucht worden. Er war wieder bei ihm gewesen, und sein Vater schien sich zu freuen, ihn zu sehen; nun aber hatte er ihn der Nacht und womöglich dem Schlafe überlassen.

„Er wird nun jedenfalls schlafen, Mutter," sagte der Sohn. „Er hat Laudanum genommen."

„Ich fürchte, er macht von diesem Mittel jetzt zu häufigen Gebrauch."

„Aber heute Abend war es gut, daß er es hatte.

Er hat nicht zu viel genommen, denn ich selbst tröpfelte es ihm in den Löffel."

Und dann saßen Mutter und Sohn eine Weile schweigend beisammen.

„Mutter," sagte Herbert, „wer kann dieser Mann gewesen sein?"

„Ich weiß es nicht — ich kann mir's nicht denken," entgegnete Lady Fitzgerald.

„Der Besuch dieses Mannes hat ihn eben in solche Aufregung versetzt, nicht wahr?"

„Ja wohl. Dies läßt sich, glaube ich, nicht bezweifeln. Ich wartete, bis dieser Mann fortging, und trat, fast ehe er noch aus dem Hause war, in das Zimmer des Vaters."

„Nun?"

„Und ich fand ihn vollständig niedergeschmettert."

„Aber doch nicht auf dem Fußboden liegend?"

„Nein, Das gerade nicht. Er saß noch auf seinem Stuhl, aber sein Kopf ruhte auf den Armen und diese auf dem Tische."

„In dieser Stellung habe ich ihn oft gefunden, Mutter."

„Aber niemals hast Du ihn so gesehen, wie er diesen Morgen war, Herbert. Als ich eintrat, war er sprachlos und blieb dies auch wenigstens fünf Minuten lang."

„War er ohne Besinnung?"

„Nein; er erkannte mich sogleich und ergriff mich bei der Hand, und als ich die Klingel ziehen wollte, um einen Diener herbeizurufen, wehrte er mir. Ich glaube, er hätte Krämpfe bekommen, wenn ich es versucht hätte."

„Und was thatest Du dann?"

„Ich setzte mich zu ihm, faßte seine Hand in die meine und verhielt mich ganz ruhig. Und dann ließ er einen langen, tiefen Seufzer hören und — o Herbert!"

„Was denn, Mutter?"

„Endlich brach er in einen Thränenstrom aus und schluchzte und weinte wie ein Kind."

„Mutter!"

„Ja — es war herzzerreißend, ihn zu sehen. Dennoch aber schien ihm das Weinen wohlthätig zu sein, denn er ward dann ruhiger. Und während dieser Zeit ließ er meine Hand nicht los, sondern hielt sie fest und küßte sie. Und dann faßte er mich um den Leib und küßte mich — ach, wie oft! Und während dieser ganzen Zeit strömten seine Thränen wie die eines Mädchens."

Und Lady Fitzgerald konnte, während sie die Geschichte erzählte, sich selbst nicht des Weinens enthalten.

„Und sagte er dann später Etwas in Bezug auf diesen Mann?“

„Ja — das heißt nicht gleich. — Natürlich fragte ich ihn, sobald ich glaubte, daß er die Frage vertragen könne, wer der Fremde gewesen wäre. Er wendete sich jedoch ab und sagte blos, es sei ein dummer Mensch, der wegen der alten Londoner Angelegenheit zu ihm gekommen und eigentlich zu Prendergast, seinem Agenten, hätte gehen sollen. Als ich ihn aber nach einer Weile nochmals und dringender fragte, sagte er, der Mann hieße Mollett und habe Anspruch auf das Besitzthum in London, oder behauptete, Ansprüche darauf zu haben.“

„Auf das Besitzthum in London? Das bringt ja im Ganzen kaum siebenhundert Pfund jährlich ein. Und wenn irgend ein Mollett ganz und gar damit davonliefe, so könnte dieser Verlust keine solche Wirkung auf meinen Vater äußern.“

„Das sagte ich auch, Herbert, wenn auch nicht gerade mit diesen Worten. Er wich meiner Bemerkung aber aus, indem er erklärte, das Bewußtsein seiner Unfähigkeit, mit irgend Jemanden Geschäftsangelegenheiten zu verhandeln, sei es eben, was ihn so bekümmere und niederbeuge.“

„Das sagte er auch zu mir.“

„Und es kann Etwas daran sein, Herbert!“

„Ja, aber was macht ihn dann auf ein Mal so schwach? Du wirst Dich entsinnen, Mutter, daß er jetzt seit einiger Zeit sehr wohl, und besonders gestern Abend so heiter war, wie wir ihn seit langer Zeit nicht gesehen.“

„Ich bemerkte es recht wohl. Er schien es gern zu sehen, daß Clara Desmond hier war.“

„Nicht wahr, Mutter? Ich bemerkte dies auch. Aber Clara Desmond ist auch wirklich ein herrliches, liebes Wesen.“

Die Mutter sah ihren Sohn, während er dies sagte, an, er aber bemerkte diesen Blick nicht.

„Ich möchte wissen, was eigentlich der Grund ist,“ hob er wieder an. „Glaubst Du, daß es vielleicht mit unserem Besitzthum im Allgemeinen nicht gut steht? Mit diesem Gute hier?“

„Nein, das glaube ich nicht,“ sagte die Mutter traurig.

„Was kann es dann sein?“

Aber Lady Fitzgerald saß da und beantwortete die Frage nicht.

„Ich will Dir sagen, was ich thun werde, Mutter,“ begann Herbert wieder. „Ich werde nach London reisen, zu Prendergast gehen und diesen zu Rathe ziehen.“

„O nein, Das darfst Du nicht thun! Es ist

von mir sehr unrecht, daß ich Dir alles Dies sage, denn Dein Vater verbot es mir, mit irgend einem Menschen darüber zu sprechen. Aber es wäre mein Tod, wenn ich nicht mit Dir darüber sprechen könnte."

„Gleichviel, Mutter. Ich glaube, es wäre wirklich am Besten, wenn wir Prendergast zu Rathe zögen."

„Jetzt noch nicht, Herbert — Mr. Prendergast ist vielleicht ein sehr guter Mann, aber wir kennen ihn Beide nicht. Und wenn es sich hier, wie sehr wahrscheinlich ist, blos um ein körperliches Uebel dreht, so wäre es sehr unrecht von Dir, wenn Du Dich deßwegen an einen Fremden wenden wolltest. Es könnte aussehen —"

„Wie denn, Mutter?"

„Die Leute könnten glauben — ich meine, Dein Vater könnte glauben — Du wolltest Dich einmischen."

„Aber wer hat denn die Pflicht, sich zu seinen Gunsten einzumischen, wenn i ch sie nicht habe?"

„Das ist sehr wahr, lieber Sohn. Ich verstehe, was Du meinst und wie gut Du bist. Mr. Prendergast würde es aber vielleicht nicht verstehen. Er könnte glauben, Du wolltest —"

„Was denn, Mutter? Ich verstehe Dich nicht."

„Du wolltest Dir anmaßen, Deinen Vater zu bevormunden.“

„O Mutter!“

„Er kennt Dich nicht, und ich glaube, er kennt auch Deinen Vater nicht genau. Gehe daher jetzt noch nicht zu ihm.“

Und Herbert versprach, ihren Wunsch zu erfüllen.

„Glaubst Du übrigens nicht, daß dieser Mann schon früher ein Mal hier gewesen ist?“ fragte er dann.

„Ich glaube allerdings, er ist schon ein Mal dagewesen — vor vielen Jahren — bald nachdem Du die Schule bezogen hattest.“

„So lange wäre es her?“

„Ja. Nicht als ob ich mich auf ihn besänne oder wüßte, daß er damals dagewesen sei, wenn es wirklich der Fall gewesen ist. Die Jones sagt aber, sie glaube sich seiner zu erinnern.“

„Hat die Jones ihn jetzt gesehen?“

„Ja, sie war in der Hausflur, als er diese bei'm Fortgehen passirte. Zufällig hat sie ihn auch jenes erste Mal ein- und ausgelassen — das heißt, wenn er wirklich derselbe Mann ist.“

„Das ist aber sehr seltsam.“

„Es geschah aber nicht hier. Wir waren damals auf einige Wochen während des Sommers in Tenby.“

„Ganz recht. Ich entsinne mich. Du gingst mit meinen Schwestern dorthin, während ich auf die Schule zurückkehrte.“

„Die Jones war bei uns und Richard. Sonst hatten wir von unsern Dienern Niemanden weiter mit. Und die Jones sagt, es sei damals derselbe Mann dagewesen. Er habe zwei Stunden lang mit Deinem Vater gesprochen, und als er fortgegangen, sei Dein Vater sehr niedergeschlagen gewesen — beinahe eben so sehr, wie heute. Ich entsinne mich Dessen recht wohl. Ich weiß, daß in Tenby ein Mann zu ihm kam und — o Herbert, o mein Sohn!“

„Was willst Du sagen, Mutter? Sprich Dich wenigstens gegen mich aus.“

„Seit jener Mann bei Deinem Vater in Tenby war, ist dieser nie wieder gewesen, wie er zuvor war.“

Und nun folgten noch einige weitere Erörterungen über die Jones und ihre Erinnerungen. Wir müssen hierbei bemerken, daß die Jones eine sehr alte und werthgeschätzte Dienerin war. Sie war ursprünglich als Kind von Mistreß Wainwright in jenem Pfarrhause in Dorsetshire erzogen und später den Geschicken der jungen Herrin treu geblieben, deren Dienerin sie bei ihrer ersten Verheirathung geworden. So wie ihre Herrin emporgestiegen war,

so war dies auch mit ihr selbst der Fall gewesen. Anfangs hatte sie Kitty geheißen. Jetzt dagegen war sie Mistreß Jones, und die jungen Damen des Hauses gaben ihr überdies alle möglichen Schmeichelnamen. Zuweilen nannten sie sie Johnny und zuweilen die Herzogin, und jedenfalls verstanden sie einander ausgezeichnet.

Mistreß Jones stand bei der ganzen Dienerschaft in hohem Respekt, und der jüngere Theil derselben fürchtete sich geradezu vor ihr. Ihr Frühstück und ihren Thee nahm sie in einem kleinen Zimmer allein zu sich; in Bezug auf das Diner aber wäre ihr eine solche Einsamkeit unerträglich gewesen. Bei dieser Mahlzeit saß sie an der Spitze der Tafel in der Dienerhalle, obschon sie niemals etwas Anderes tranchirte als Puddings und Pasteten, für welche sie eine große Vorliebe hatte und hinsichtlich deren sie für eine strenge und unvergleichliche Kennerin galt. Ihre Mitdiener hielten sie alle für ungemein reich, und man erzählte wunderbare Geschichten von dem Gelde, welches sie gespart. Da sie aber ganz gewiß ehrlich und gegen gewisse arme Verwandte in Dorsetshire, wie man glaubte, ziemlich freigebig war, so waren viele dieser Geschichten höchst wahrscheinlich Nichts als Mythen. Thatsache jedoch war, daß zwei Kellermeister und ein Verwalter auf Schloß Richmond,

drei benachbarte Pächter und ein verwegener Kutscher bemüht gewesen waren, sie zum Eintritt in den heiligen Stand der Ehe zu verlocken — aber vergebens.

Sie brauchte keinen Mann, sagte sie ihrer Herrin, und sie möchte auch keinen.

Somit blieb sie, wer sie war — Mistreß Jones.

Aus Dem, was Lady Fitzgerald über Mistreß Jones' Benehmen sagte, ging hervor, daß es in Bezug auf diesen Mann, Mollett, etwas geheimnißvoll gewesen war. Sie hatte sich bemüht, ihre Herrin zu beschwichtigen und zu trösten, indem sie sagte, der jetzige Besuch des Unbekannten werde wahrscheinlich eben so wenig Folgen haben, als jener erste in Tenby, und man würde daher am Besten thun, wenn man die ganze Sache vorübergehen ließe, ohne weiter darauf zu achten. Gleichzeitig hatte aber Lady Fitzgerald auch bemerkt, daß ihr Benehmen, als sie zuerst gesagt, sie habe den Mann schon gesehen, sehr ernst gewesen war.

„Liebe Jones," hatte Lady Fitzgerald sehr eindringlich zu ihr gesagt, „wenn Du von diesem Mann mehr weißt, als Du mir bis jetzt gesagt hast, so ist es Deine Pflicht, Dich gegen mich auszusprechen und mich Alles wissen zu lassen."

„Wer? — ich, Mylady? Was soll ich wissen? Er sieht mir blos aus, wie derselbe Mann, und

deßhalb hielt ich es für wohlgethan, dies Ihnen zu zu sagen, Mylady."

Lady Fitzgerald hatte gesehen, daß durch dergleichen Kreuz- und Querfragen Nichts weiter zu gewinnen war, und hatte deßhalb die Sache ruhen lassen.

Dennoch aber war sie keineswegs überzeugt, daß diese Dienerin, der sie so großes Vertrauen schenkte, nicht mehr wüßte, als sie gesagt hatte. Und die Jones war ja auch während jener schrecklichen Zeit in Dorsetshire bei ihr gewesen, und eine unklare Furcht begann ihre innerste Seele zu beschleichen.

„Gott segne Dich, mein Sohn," sagte Lady Fitzgerald, als Herbert sich erhob, um sie zu verlassen. Und dann umarmte sie ihn mit noch größerer Wärme, als sie sonst zu thun pflegte. „Wir können jetzt weiter Nichts thun, als freundlich und behutsam mit ihm umgehen und den Leuten um ihn herum keinen Anlaß geben, von seiner Krankheit zu sprechen."

Am nächsten Morgen kam Lady Fitzgerald nicht zum Frühstück herunter, sondern ließ sich Clara empfehlen und sie bitten, sie wegen heftigen Kopfwehs zu entschuldigen. Sir Thomas fand sich selten zum Frühstück ein, und seine Abwesenheit fiel daher nicht weiter auf. Seine Töchter gingen zu ihm hinauf,

um ihn zu besuchen, und Alle erklärten, es ginge mit ihm viel besser.

„Es war wohl ein plötzlicher Anfall?“ fragte Clara.

„Ja — er hat deren schon mehrere gehabt,“ antwortete Herbert. „Dieselben äußern jedoch durchaus keine Einwirkung auf seine Geistes- oder Körperkräfte. Beklemmung ist, glaube ich, der Name, den die Aerzte diesem Zustande geben würden.“

Auf ein Mal bemerkte man, daß Lady Clara sich ihres linken Armes nicht bediente.

„O Clara,“ sagte Emmeline, „nun sehe ich, daß Du doch Schaden genommen hast. Wie unrecht von uns, daß wir uns gar nicht um Dich bekümmert haben!“

Und Beide — Emmeline und Mary — drängten sich um ihre Freundin, untersuchten ihren Arm und trugen sie fast auf das Sofa.

„Ich glaube nicht, daß es etwas Erhebliches ist,“ sagte Clara. „Der Arm ist blos ein wenig steif.“

„O Herbert, was sollen wir thun? Schau nur ein Mal her! Der Arm ist auf der innern Seite ganz schwarz.“

Herbert berührte sanft Clara's Hand, untersuchte den Arm und erklärte seine Meinung dahin,

daß derselbe einen furchtbar heftigen Schlag bekommen habe.

Emmeline schlug vor, einen Arzt rufen zu lassen, um von diesem zu erfahren, ob der Arm gebrochen wäre, oder nicht. Mary sagte, daß er gebrochen sei, glaube sie allerdings nicht, wohl aber sei sie überzeugt, daß die Leidende sich vielleicht eine ganze Woche ruhig verhalten müsse.

Tante Letty verordnete mittlerweile mit großer Autorität Umschläge von kaltem Wasser und rannte fort, um die nothwendige Leinwand und ein Becken voll Wasser herbeizuholen.

„Es ist gar Nichts, fuhr Clara fort. „Ich kann recht gut heute nach Hause zurückkehren."

„Ich glaube aber, dies wäre für Ihren Arm sehr nachtheilig," entgegnete Herbert.

„Und Dein Hierbleiben stört uns ja nicht im Mindesten; im Gegentheile, wir können uns nur freuen, Dich noch länger hier zu sehen, nicht wahr, Mary?"

„Ja wohl, ja wohl — auch Mama wird es sehr gern sehen."

„Aber es thut mir so leid," sagte Clara, „daß ich gerade jetzt hier bin, wo Ihr Alle wegen Eures Vaters so in Sorge seid. Was meine Heimkehr

betrifft, so werde ich gehen, sobald Ihr ein Fuhrwerk für mich bereit machen könnt."

Und somit ward die Sache besprochen, während Tante Letty den leidenden Arm der von ihr empfohlenen Kaltwasserkur unterzog. Lady Clara blieb bei ihrem Entschluß, noch denselben Tag nach Hause zurückzukehren, stehen, und gegen zwölf Uhr fuhr sie in Emmelinens Begleitung fort. Herbert hätte sie auch gern begleitet, aber er fühlte, daß es seine Pflicht sei, um seines Vaters willen Schloß Richmond diesen Tag nicht zu verlassen. Er versprach indessen, nächsten Morgen hinzukommen und sich zu erkundigen, wie es mit Clara's Arme ginge.

„In Clady hatten Sie ja auch zu thun, wissen Sie," bemerkte Clara.

„Ja, nach Clady werde ich auch reiten. Ich habe schon gestern einen Mann hingeschickt, um den Schornstein zu versuchen, denn an diesem liegt der Fehler, daß der Kessel nicht ordentlich zum Kochen zu bringen ist."

Und nun fuhr der Wagen fort, und Herbert kehrte mit seiner Schwester Mary in das Morgenzimmer zurück.

„Ich will Dir Etwas sagen, Bruder," bemerkte Mary."

„Nun, was denn?"

„Du stehst im Begriff, Dich in Clara zu verlieben."

„Wirklich? Und das ist Alles, was Du weißt? Und darf ich fragen, in wen Du im Begriff stehst, Dich zu verlieben?"

„Nun, vielleicht in den jungen Grafen. Freilich sollte er zehn Jahre älter sein, und deßhalb wird, fürchte ich, aus der Sache Nichts werden. Clara hat aber für Dich gerade das rechte Alter. Es scheint wirklich, als ob es so sein sollte."

„Euch Mädchen scheint immer Alles, als ob es so sein sollte," entgegnete Herbert und zog sich mit großer männlicher Würde unter seine Bücher und Papiere zurück, um nachzudenken, ob wirklich Alles so sein sollte.

Thatsache war es allerdings, daß ihm das Haus jetzt, wo Clara fort war, sehr öde vorkam und daß er mit Ungeduld dem Besuche entgegensah, welchen er am nächstfolgenden Tage in Clady machen mußte.

Auf Schloß Richmond blieb es diesen Tag sehr still und ruhig. Als Emmeline zurückkam, blieb sie mit ihrer Schwester zusammen. Von Mollett's Besuch hatte man ihnen Nichts gesagt, und sie glaubten nichts Anderes, als daß die Schwermuth ihres Vaters, an welche sie sich allmählich gewöhnt, sich verschlimmert

habe und für seine Gesundheit gefährlicher geworden sei, als je.

Tante Letty sprach Viel darüber mit Herbert, mit Lady Fitzgerald, mit der Jones und mit ihrem Bruder selbst, und war überzeugt, daß sie der Sache auf den Grund gekommen sei. Jenes abscheuliche Besitzthum in der City, sagte sie, welches von ihrer Großmutter herrührte, hätte der Familie von jeher mehr Unruhe und Mühe gemacht, als es werth sei. Ueberhaupt war ihre Großmutter auch in anderer Beziehung eine sehr unruhige Person gewesen, und dies war nicht zu verwundern, denn obschon für ihre Person Protestantin, hatte sie doch papistische Verwandte in Lancashire gehabt. Tante Letty erinnerte sich ganz bestimmt, gehört zu haben, daß in der Besitzurkunde über dieses Eigenthum ein kleiner Formfehler enthalten sei, und sie wußte, daß es von jeher sehr schwer gewesen, die Miethsleute zum Zahlen des Zinses zu bewegen. Das hatte sie immer gehört. Sie war deßhalb überzeugt, dieser Mann sei Jemand, der Ansprüche auf dieses Besitzthum mache und deßhalb einen Prozeß anzufangen drohe. Es sei, meinte sie, tausend Mal schade, daß ihr Bruder sich von einer solchen Bagatelle — denn weiter sei es Nichts — auf diese Weise quälen und beunruhigen ließe. Daran sei aber weiter Nichts schuld, als der unglückselige

Zustand seiner Gesundheit. Wäre er ein Mal wieder gesund und kräftig, so würden alle solche Behelligungen an ihm vorübergehen, wie der Wind.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Tante Letty's Gedächtniß in dieser Beziehung nicht ganz treu war — denn zufällig ließ gegen Sir Thomas' Besitzurkunde über sein kleines Eigenthum in der City von London sich nicht der mindeste juristische Einwand geltend machen, und da seine Einkünfte von demselben in den Zinsen von Grundstücken, worauf Häuser von mehreren hunderttausend Pfund an Werth erbaut worden, bestanden, so war es nicht sehr wahrscheinlich, daß diese Zinsen in Rückstand blieben.

Dennoch aber äußerte Das, was Tante Letty gesagt, einige Wirkung auf Herbert. Er wußte nicht gewiß, ob dies nicht vielleicht doch die Ursache der Gemüthsunruhe seines Vaters sei, und wenn die Geschichte auf Lady Fitzgerald keine große Wirkung äußerte, so gab sie doch einen Beweis von Tante Letty's Scharfsinn und Bruderliebe.

Sir Thomas blieb diesen ganzen Tag in seinem Zimmer, und viele Stunden lang waren entweder sein Weib, oder seine Schwester, oder sein Sohn bei ihm. Sie wollten ihn nicht gern mit seinen Gedanken allein lassen, denn sie fühlten, daß Etwas an

seinem Gemüth nagte, obschon sie nicht wußten, was es eigentlich war.

Er seinerseits wußte recht wohl, was sie dachten und welches Urtheil sie sich über ihn gebildet hatten. Er wußte, daß er sich in den Augen nicht blos seiner Familie, sondern auch seiner ganzen Umgebung einem Argwohn aussetzte, der ihm nachtheilig sein mußte, und dennoch konnte er das Gefühl, welches ihn niederdrückte, nicht abschütteln.

Endlich jedoch beschloß er, einen solchen Versuch zu machen. Während des Abends war er eine Zeitlang allein und bemühte sich nun, seine Gedanken auf den Gegenstand, der sie beschäftigte, zu richten, seine Ideen zu ordnen und sich in einen Zustand zu versetzen, der es ihm möglich machte, einen Entschluß zu fassen. Stundenlang hatte er dagesessen, ohne über diesen Gegenstand nachzudenken, denn das Nachdenken ist eine Anstrengung, welche eine Combination von Ideen und Schlußfolgerungen erfordert, und eine solche Anstrengung hatte er bis jetzt nicht gemacht.

Wiederholt hatte er bei sich selbst gesagt, daß es ihm gezieme, den ihn drückenden Alp abzuschütteln, aber noch niemals hatte er es bis jetzt wirklich versucht. Jetzt endlich rüttelte er sich auf und nahm sich vor, ein Mann zu sein. Das Unglück, unter welchem

er seufzte, mochte schwer sein, aber sei das Unglück eines Menschen auch noch so groß, so giebt es stets eine bessere und eine weniger gute Art und Weise, es zu ertragen. Und sind nicht Uebel, wenn sie auf die richtige Weise ertragen werden, dadurch schon halb geheilt? Das furchtsame Zurückweichen vor dem Schmerze ist es ja aber, was den Schmerz so schmerzhaft macht.

Diese Wahrheit trat Sir Thomas vor Augen, während er diesen Tag dasaß und überlegte, was er thun sollte, oder vielmehr, als er sich bemühte, dies zu überlegen.

Ganz besonders schmerzlich war es ihm, daß er keinen Freund hatte, den er in dieser Beziehung zu Rathe ziehen konnte. Der Kummer, der ihn quälte, war von der Art, daß er ihn seiner Familie nicht darlegen konnte, während er doch in allen andern Anfechtungen hier und nur hier Beistand gesucht hatte. Er hatte eine einzige treue und zuverlässige Rathgeberin, nun aber war es so gekommen, daß er nicht ein Mal dieser sein Herz erschließen konnte. Er bedurfte einen Freund. Er fühlte, daß er selbst nicht im Stande sei, zu entscheiden, wie er in dieser furchtbaren Bedrängniß zu handeln habe, und daß er sich unbedingt von Jemand anders leiten lassen müsse.

Aber an Wen sollte er sich wenden?

„Das ist ein kaltsinniger Mann," sagte er bei sich selbst, als ihm ein gewisser Name einfiel, „ein sehr kaltsinniger, fast gefühlloser Mann, aber er ist ehrlich und gerecht."

Und dann versank er wieder in Nachdenken.

„Ja, ehrlich und gerecht ist er," fuhr er fort, „und was kann ich Besseres wünschen, als Ehrlichkeit und Gerechtigkeit?"

Und dann beschloß er, wiewohl schaudernd, diesen ehrlichen und gerechten Mann rufen zu lassen. Ja, er wollte ihn rufen lassen, oder, was vielleicht noch besser war, er wollte zu ihm gehen. Jedenfalls wollte er ihm die ganze Wahrheit seines Kummers sagen und dann handeln, wie der kaltsinnige, gerechte Mann es ihm heißen würde.

Doch jetzt brauchte er dies noch nicht zu thun — jetzt noch nicht. So sagte er wenigstens zu sich selbst, wenn auch mit Unrecht. Wenn Jemand sich fest vorgenommen hat, sich einen Zahn ausreißen oder ein Bein abschneiden zu lassen, dann möge er es nur so bald als möglich thun, denn wir haben es schon gesagt, eben das Zurückweichen vor dem Schmerze ist es, was den Schmerz so schmerzhaft macht.

Dennoch aber war es schon ein Gewinn, daß

er seine Gedanken mit einem festen Vorsatze auf diese Dinge gerichtet und beschlossen hatte, was er thun wollte, obschon es ihm immer noch an Kraft fehlte, seinen Entschluß sofort in Ausführung zu bringen.

Später am Abend kam sein Sohn zu ihm, und er war nun im Stande, gewissermaßen zu erklären, daß der schlimmste Theil dieses schlimmen Tages überstanden sei.

„Morgen werde ich mit Euch Allen frühstücken," sagte er, und indem er dies sagte, zuckte ein schwaches Lächeln um sein Gesicht.

„Da wirst Du uns eine große Freude machen, Vater," entgegnete Herbert, „aber ich bitte Dich, strenge Dich nicht zu früh an."

„Ich glaube, es wird mir wohlthätig sein."

„Das glaube ich auch, wenn, wie gesagt, die Anstrengung für Dich nicht zu groß ist."

„Ich habe mich, die Wahrheit zu gestehen, von diesem Gefühl so lange beherrschen lassen, daß es mir alle Kraft geraubt hat. Ich weiß, daß ich eine Anstrengung machen muß, um es abzuschütteln, und es ist möglich, daß es mir gelingt."

Herbert murmelte einige hoffnungsvolle Worte, wußte aber nicht recht, was er sagen sollte. Daß

sein Vater ein Geheimniß auf dem Herzen hatte, davon war er fest überzeugt, und es ist sehr schwer, mit Jemanden über sein Geheimniß zu sprechen, wenn man nicht weiß, worin es besteht.

„Ich habe mich in einen Zustand von Schwäche sinken lassen," fuhr Sir Thomas langsam fort, „während ich dies doch durch geeignete Anstrengung hätte vermeiden können."

„Du bist sehr krank gewesen, Vater," sagte Herbert.

„Ja, ich bin allerdings krank, sehr krank gewesen, aber ich glaube nicht, daß irgend ein Arzt mir hätte helfen können."

„Vater —"

„Nein, Herbert, frage mich nicht — wenigstens jetzt nicht. Ich werde mich bemühen — wenigstens will ich mich jetzt bemühen — meine Pflicht zu thun. Dringe aber nicht mit Fragen in mich, und wenn ich krank bin, so thue, als ob Du es nicht bemerktest."

„Aber, Vater, wenn wir Dir nur helfen könnten!"

„Ja, wenn Ihr Das könntet! Doch gleichviel — ich werde mich bemühen, diesen Druck abzuschütteln. Und, Herbert, tröste Deine Mutter. Laß

sie nicht allzuviel an mich denken, wenn es möglich ist."

„Aber wie soll dies möglich sein?"

„Sage ihr, es sei eine gewisse Angelegenheit, die mein Gemüth beunruhigt."

„Betrifft dieselbe Dein Besitzthum?"

„Nein — doch ja; in einer gewissen Beziehung betrifft sie allerdings mein Besitzthum."

„Nun dann mach' Dir keinen Kummer darüber, eben so wie wir uns keinen darüber machen. Wer hätte wohl mehr Recht, dies zu sagen, als ich?"

„Gott segne Dich, mein lieber Sohn! Aber, Herbert, solche Dinge müssen beachtet werden — mehr oder weniger, weißt Du. Du kannst indessen dies Deiner Mutter sagen; vielleicht tröstet es sie. Ich habe mir vorgenommen, nach London zu reisen und Prendergast zu sprechen. Diesem will ich die ganze Sache auseinandersetzen, und was er mir räth, zu thun, Das soll geschehen."

Lady Fitzgerald und ihr Sohn fanden dies bis zu einem gewissen Grade zufriedenstellend. Allerdings wäre es ihnen lieber gewesen, wenn er ihnen sein Herz erschlossen und Alles gesagt hätte; aber es war klar, daß er sich nicht überwinden konnte, dies zu thun. Dieser Mr. Prendergast war, wie sie gehört

hatten, ein guter Mann, und in Sir Thomas gegenwärtigem Zustande war es besser, wenn er den Rath irgend Jemandes suchte, anstatt seinen Kummer ausschließlich an dem eigenen Herzen nagen zu lassen.

Zweites Kapitel.

Der Rector von Drumbarrow und sein Weib.

Herbert hatte, als er mit Clara Desmond über den wohlehrwürdigen Aeneas Townsend sprach, gesagt, dieser würdige Gentleman sei nach seiner Ansicht wohl ein guter Mensch, aber ein schlechter Geistlicher. Es gab in der Grafschaft Cork aber nicht Wenige, welche das Gegentheil gesagt und erklärt haben würden, er sei ein schlechter Mensch, aber ein guter Geistlicher. Auch gab es noch Andere, die ihn sehr gut kannten und erklärt haben würden, er sei in beiden Beziehungen vollkommen, und dann wieder Andere, welche ihn in beiden Beziehungen für sehr schlecht hielten. Bei dieser großen Verschiedenheit der Meinungen will ich nicht wagen, eine eigene auszusprechen, sondern lieber versuchen, den Mann zu schildern.

In Irland besteht der eifrige Protestantismus weit mehr in dem Hasse gegen das Papstthum, als in dem Hasse gegen die Irrthümer, gegen welche wir Protestanten angenommenermaßen protestiren. So ruft zum Beispiel das Kreuz — welches doch uns Allen das Sinnbild der Erlösung sein sollte — oft ein Gefühl des Abscheues und Widerwillens anstatt der Liebe und Verehrung hervor, und schon der Name eines Heiligen schmeckt den Ohren eines irischen Protestanten nach Götzendienst, obschon die irischen Protestanten an jedem Sonntage erklären, daß sie an die Gemeinschaft der Heiligen glauben.

Dies sind mehr die Gefühle, als die Meinungen der meisten Protestanten in Irland, und es ist leicht erklärlich, daß sie durch die Nähe des Katholizismus in den Gemüthern von Menschen erweckt worden, welche energisch und leicht erregbar sind, ohne dabei einem angemessenem Grade von Discretion oder Logik Rechnung zü tragen.

Zu der Zahl dieser gehörte Mr. Townsend, und Wenige trieben ihren protestantischen Eifer weiter, als er. Ein Kreuz war für ihn Das, was ein rothes Tuch für einen Stier ist, und der Vermittelung der Heiligen war er so abgeneigt, daß er einen gewissen englischen Geistlichen, der ihm einen Brief vom St.

Michaelstage datirt geschrieben; als einen Wolf in Schafskleidern betrachtete.

Deßwegen hatte Herbert Fitzgerald erklärt, er betrachte den Rector als einen schlechten Geistlichen, während dagegen seine protestantischen Nachbarn diesen Enthusiasmus als seinen Hauptvorzug betrachteten.

Und diese Bewunderung für ihn bewog seine Freunde, die Mängel in seinem Charakter, welche sie nothwendig bemerken mußten, dennoch zu übersehen. Obschon er eine gute Stelle — wenigstens was der Laie, wenn er von den Einkünften eines Geistlichen spricht, in der Regel geneigt ist, eine gute Stelle zu nennen — sie trug beiläufig ungefähr vierhundert Pfund jährlich ein — obschon er, sagen wir, eine gute Stelle hatte, so stak er doch stets in Schulden. Es war dies um so weniger zu entschuldigen, als er keine Kinder hatte und auch ein kleines Privatvermögen besaß.

Und Niemand wußte, warum er in Schulden stak — in welches Wort „Niemand“ auch er selbst mit eingeschlossen werden muß. Er machte keinen besondern persönlichen Aufwand; seine Gattin konnte, obschon sie, wie Lady Clara gesagt hatte, eine sehr wunderliche Frau war, doch schwerlich eine verschwenderische genannt werden; die Lebensweise in

dem Pfarrhause war weder großartig, noch glänzend. Jeder Gast, der hierher kam, ward allerdings so lange bewirthet, als er bleiben wollte, eingeladen aber ward Niemand, und regelmäßige, feststehende Tischgesellschaften zu geben, wie gewisse Geistliche dieses Ranges in England zu thun pflegen, dies fiel dem würdigen Rector und seiner Ehehälfte nicht im Traume ein.

Daß sie Beide mitleidig und wohlthätig waren, dies gab die ganze Welt zu, und ihre Bewunderer versicherten, daß dies der Grund der Schwierigkeiten sei, womit sie zu kämpfen hätten. Die Wohlthaten, die sie spendeten, waren aber von höchst indiscreter Art. Geld hatten sie nur selten zu geben, und deßhalb gaben sie Versprechungen, zu bezahlen. So lange sie Credit bei dem Bäcker und Fleischer hatten, gaben sie Brod und Fleisch, und diese beiden Lieferanten wußten aus Erfahrung, daß, wenn auch Mr. Townsend nicht selbst im Stande war, diese Rechnungen zu bezahlen, dies doch früher oder später von seinen Freunden geschah, wenn diese gehörig gedrängt wurden. Deßhalb war die Speisekammer des Pfarrhauses von Drumbarrow niemals lange leer, aber auch niemals lange voll.

Weder der Rector aber, noch seine Gemahlin begnügten sich damit, ihre Wohlthaten ohne eine andere Absicht zu spenden, als dadurch materiellem

Mängel abzuhelfen. Viele Ungläubige, behauptete der Rector, wären durch das Wunder der ausgetheilten Brode und Fische belehrt worden, und deßhalb sei es ihm erlaubt, von denselben Mitteln Gebrauch zu machen, um Proselyten zur wahren Kirche herüberzuziehen. Wenn er hungrige Papisten finden und diese durch eine und dieselbe Procedur in wohlgenährte Protestanten verwandeln konnte, so übte er, wie er folgerte, eine doppelt gute That, wenigstens war es ihm nicht möglich, eine böse zu üben.

Unter diesen Umständeu wird man es nicht mehr überraschend finden, daß der Rector seine warmen Bewunderer und seine wüthenden Verleumder hatte. Die, welche sich den Letzteren anschlossen, fügten dann dem Register seiner Mängel und Fehler noch gewisse kleine unangenehme Excentricitäten hinzu, wie zum Beispiel Herbert Fitzgerald in Bezug auf die schmutzigen Halskrausen gethan.

Der erbittertste Feind des Rectors war seit vielen Jahren der hochwürdige Bernard M'Carthy, der katholische Geistliche desselben Kirchspiels Drumbarrow. Pater Bernard, wie er von seiner eigenen Heerde genannt ward, oder Pater Barney, wie die Protestanten ihn zum Spott zu nennen beliebten, war weit mehr Weltmann, als sein protestantischer College. Er that nicht halb so viel abgeschmackte

Dinge, wie Mr. Townsend, und lachte über dessen protestantischen Wahnsinn, wie er es nannte. Dennoch aber war er ein eifriger, und man konnte mit Recht sagen, boshafter Gegner und von der innern Schlechtigkeit des protestantischen Pfarrers eben so fest überzeugt, wie Letzterer von der des katholischen Geistlichen überzeugt war. Und auf diese Weise hatten die beiden Männer einander hassen gelernt, obschon Keiner von Beiden ein wirklich schlechter Mensch genannt werden konnte.

Ich will hiermit durchaus nicht angedeutet haben, daß eine solche Gesinnung auch vor den Tagen der großen Hungersnoth in irischen Kirchspielen stets zwischen den katholischen und den protestantischen Geistlichen geherrscht habe. Ich selbst habe einen katholischen Geistlichen am Tische eines protestantischen getroffen und mehr als ein Kirchspiel gekannt, in welchem die Geistlichen beider Confessionen auf ganz freundschaftlichem Fuße miteinander lebten. Die oben geschilderte Gesinnung aber war die gewöhnliche und galt keineswegs als Beweis, daß die betreffenden Personen selbst unverträglich oder böswillig wären. Es war dies ein Theil ihrer religiösen Ueberzeugungen, und wer wagt, sich in die religiösen Ueberzeugungen eines Geistlichen zu mischen?

Am zweiten Tage nach dem, wo die Damen

von Schloß Richmond aus ihrem Wagen auf die hartgefrorene Straße geworfen worden, trafen der Rector Townsend und Pater Bernard zum ersten Male in ihrem Leben auf freundschaftliche Weise, oder wenigstens auf eine Weise, die freundschaftlich sein sollte, zusammen.

Der Hülfscomité für den District, in welchem Beide wohnten, war ein und derselbe, und es war natürlich ihre Pflicht, sich an den Arbeiten desselben zu betheiligen. Pater Bernard nahm gleich von vorn herein den Stier bei den Hörnern und ging hin, der Rector Townsend aber, der dies erfahren, ging nicht hin. Jetzt aber, wo es augenscheinlich geworden, daß es bei diesen Comités viel und zwar auf lange Zeit hinaus zu thun gab, war es klar, daß der Rector als protestantischer Geistlicher nicht wegbleiben konnte, ohne sich einer Vernachlässigung seiner Pflicht schuldig zu machen.

Und somit verstand nach vielen innern Kämpfen und Gewissensskrupeln der Protestant sich dazu, mit dem Katholiken zusammenzukommen.

Der Rector hatte die Sache erst ausführlich mit seiner Gattin besprochen. Diese hatte ihre Meinung dahin abgegeben, daß Pater Bernard Nichts weiter sei, als Pech, und als solches nicht berührt werden könne, ohne daß man sich besudele. „Hatten

nicht," fragte sie, „alle protestantischen Geistlichen Irlands, wenigstens alle, die in der That und Wahrheit so genannt werden konnten, sich geweigert, in den Nationalschulen mitzuwirken, weil sie dies nicht thun konnten, ohne dabei mit papistischen Priestern, mit ‚Baalspfaffen', in Berührung zu kommen? Und sollten sie jetzt nachgeben, wo obendrein der verlangte Beistand blos den Körper, aber nicht das Seelenheil betraf?"

Man ersieht hieraus, daß die Denkweise der guten Frau keine streng logische war; dennoch leuchtete ihrem Gatten die Abgeschmacktheit ihrer Beweisgründe nicht sofort ein. Er meinte, Das, was sie sage, sei nicht ganz zu verwerfen, und es kam ihm fast vor, als würde er vom Bösen in Versuchung geführt.

Die öffentliche Meinung aber war auch für ihn eine Macht — die öffentliche Meinung und die angeborene Güte und Menschenfreundlichkeit seines Herzens. Er fühlte, daß er gerade in diesem Augenblicke ganz besonders für das körperliche Wohl dieser armen Leute arbeiten müsse, eben so wie er zu andern Zeiten speziell für ihr Seelenheil arbeitete — und somit ging er.

„Nun," sagte seine Frau zu ihm, als er nach

dem ersten Besuche des Hülfscomités wieder nach Hause kam, „was hast Du ausgerichtet?“

Aus dem Tone ihrer Stimme und ihrer Geberde hätte man fast vermuthen sollen, sie erwarte, oder hoffe wenigstens zu hören, daß der „Baalspfaffe“ in dem guten Kampfe besiegt und ausgerottet worden sei.

Der Rector gab keine sofortige Antwort, sondern begann seinen abgetragenen Ueberrock auszuziehen und sich mit beiden Händen in dem steifen, graugesprenkelten, borstigen, ungekämmten Haar herumzufahren, wie er in der Regel zu thun pflegte, wenn er mit dem Zustand der Dinge nicht recht zufrieden war.

„War er denn da?“ fragte Mistreß Townsend.

„Ei freilich war er da. Er fehlt gewiß nicht, wo er Gelegenheit hat, zu sprechen.“

Der Rector hörte sich ebenfalls gern sprechen, aber Niemand war strenger als er gegen die Mängel anderer Redner. Und dann begann er zu fragen, wie viel Minuten noch bis zur Stunde des Diners fehlten.

Seine Gattin kannte seine Art und Weise schon. Wenn sie fortfuhr, directe Fragen zu stellen, so hatte sie nicht die entfernteste Aussicht, einen treuen, umfassenden Bericht von Dem zu erhalten, was wirk-

lich vorgegangen war. Deßhalb that sie, als wolle sie die Sache vor der Hand ruhen lassen, und ging und holte ihrem Herrn und Gemahl seine Pantoffeln, deren Anziehen seine Abendtoilette ausmachte, und dann, nachdem sie hastig in der Küche nachgefragt, versprach sie ihm seine Mahlzeit binnen fünfzehn Minuten.

„War Herbert Fitzgerald auch da?“ fragte sie hierauf.

„Ja wohl — der ist alle Mal da. Er ist ein netter junger Mann — ein sehr netter junger Mann, aber —“

„Aber was?“

„Er glaubt, er kenne die irischen Katholiken, aber er kennt sie eben so wenig als — als — als dieser Pantoffel,“ sagte der Rector, nachdem er sein Gehirn vergebens nach einem besseren Vergleiche gemartert.

„Du weißt ja, was Tante Letty von ihm sagt. Sie zweifelt, daß es ganz richtig mit ihm sei.“

Mistreß Townsend wollte durch diese Worte durchaus nicht andeuten, daß Herbert auf die Weise leidend sei, welche wir zu bezeichnen versuchen, wenn wir sagen, daß es mit einem unserer Freunde nicht recht richtig sei, während wir dabei zugleich mit dem Finger auf die Stirne tippen. Sie wollte damit

vielmehr blos andeuten, daß die religiösen Begriffe des jungen Mannes nicht ganz von der starren, ächt blauen Art sein, welche sie bewunderte.

„Ja freilich, er ist nicht längst erst von Oxford zurück," antwortete der Rector, „und Oxford ist gegenwärtig der gefährlichste Ort, an welchen ein junger Mann geschickt werden kann."

„Und sein Vater schickte ihn hin, obschon ich seiner Tante wohl zehn Mal gesagt hatte, wie es kommen würde," bemerkte Mistreß Townsend und schüttelte bekümmert den Kopf.

„Na, ich will aber durchaus nicht sagen, daß der junge Mann wirklich von jenen Lehren angesteckt worden sei."

„Ach — ich kenne Das! Wenn man ein Mal bis zu Kreuz und Leuchter ist, dann hat man auch nicht mehr weit bis zu Heiligenschein. Ich für meine Person würde einen jungen Mann lieber nach Rom schicken, als nach Oxford. In Rom würde er mit Ekel und Widerwillen erfüllt werden, in Oxford dagegen schmeichelt man ihm, verführt ihn und stürzt ihn in's Verderben."

Mit diesen Worten warf Mistreß Townsend sich in ihrem Stuhl zurück und verdrehte die Augen.

Es lag diesem Ausdruck ihrer Gefühle durchaus keine Heuchelei zu Grunde. Sie glaubte in ihrem

innersten Herzen wirklich, es gebe in Oxford ein Colleg oder einen Club von Papisten, die im Auftrage des Papstes oder der Jesuiten handelten. In ihren Augenblicken ernstern Nachdenkens waren die Letztern die Feinde, welche sie am Meisten fürchtete, während sie dagegen, wenn sie blos ihrem gewöhnlichen chronischen Haß gegen die irische katholische Hierarchie Raum gab, am Meisten auf den Papst zu schimpfen pflegte.

„Aber ist denn das Essen noch nicht bald fertig?" fragte der Rector, dessen Ideen nicht so exclusiv protestantisch waren, wie die seines Weibes. „Ich habe seit dem Frühstück keinen Bissen wieder genossen."

Seine Gattin, welcher sehr viel daran lag, ihn auf guter Laune zu erhalten, um Alles in Bezug auf Pater Barney zu erfahren, begab sich wieder in die Küche.

Endlich ward die Mahlzeit aufgetragen. Die Witterung war sehr kalt, und der Rector und seine Gattin fanden es traulicher, sich des Wohnzimmers auch zugleich als Speisezimmer zu bedienen und nicht in die kalte Luft eines zweiten Gemachs auszuwandern. Ueberhaupt ward während der Wintermonate das Gesellschaftszimmer des Pfarrhauses von Drumbarrow nur für Gäste in Gebrauch genommen, aber

auch nur für solche, welche in dem Hause nicht genau genug bekannt waren, um auf die abgenutzten Stühle und den fadenscheinigen Teppich des Speisezimmers gesetzt zu werden.

Das Wohnzimmer war auch wirklich traulich und warm — letzteres vielleicht zuweilen ein wenig zu sehr — und des Abends herrschte darin ein Geruch von Whiskypunsch, der daran nicht gewöhnten Nasen durchaus nicht angenehm war.

Wir wollen damit nicht sagen, daß der Rector von Drumbarrow der Unmäßigkeit gefröhnt habe. Sein einziges Glas Whiskypunsch, welches blos Sonntags und bei einigen andern seltenen Gelegenheiten nochmals gefüllt ward, kam, was das Trinken betrifft, dem gewöhnlichen Portwein eines gewöhnlichen englischen Geistlichen lange nicht gleich. Der Whiskypunsch hinterläßt aber ein Mal einen Geschmack von den ihm inwohnenden Tugenden, welcher Denen, die seine gröberen Elemente zu sich genommen haben, ohne Zweifel sehr angenehm ist, dagegen für Andere, die nicht so glücklich gewesen sind, etwas sehr Abstoßendes hat.

Während des Essens fand über Herbert Fitzgerald, oder den Hülfscomité, oder Pater Barney keine Conversation statt. Der alte Gärtner, welcher in seiner Arbeitskleidung bei Tische aufwartete und den

die Nachbarn mit ehrerbietiger Höflichkeit den Kellermeister des Rectors nannten, war Katholik, wie überhaupt sämmtliche Dienstleute des Pfarrhauses waren und nothwendigerweise alle eingeborenen Dienstleute jener Gegend sind. Obschon der Rector und seine Gattin ihrem Diener Jerry in Bezug auf seine gewöhnlichen Pflichten im Garten, im Stalle, auf dem Kutschbocke und im Keller großes Vertrauen schenkten, so hüteten sie sich doch, ihm auch nur ein Wort von ihrer gewöhnlichen Unterhaltung über die sie umgebenden Dinge anzuvertrauen. Sie glaubten, jedes von ihm erlauschte Wort würde sofort Pater Bernard hinterbracht, und dieser führte ein Buch, in welches jeder dieser Worte eingetragen würde. Wenn dies in dem ganzen Kirchspiel der Fall war, so mußte Pater Bernard in der That zu thun haben, sowohl für sich selbst, als für seinen Privatsecretair, denn trotz aller Vorsicht hörten Jerry und Jerry's Kameraden ohne Zweifel viel von Dem, was gesprochen ward. Ob sie wirklich auch Alles dem Pater Bernard hinterbrachten, darüber dürften wohl einige Zweifel gestattet sein.

Nach dem Essen aber, als das heiße Wasser und der Whisky auf dem Tische, als die beiden alten Lehnsessel jeder mit einem Fußschemel davor traulich nebeneinander auf dem Teppich vor dem Kamin

standen, als das treue Weib jenes Glas Punsch gemischt und, um vermehrtes Vertrauen einzuflößen, etwas stärker gemacht hatte, als gewöhnlich, da endlich begann der Rector seinen Mund aufzuthun und sein Weib war glücklich.

„Ja, endlich bin ich mit Pater Barney zusammengetroffen,“ sagte er in heiterem Tone, während ihm die heißen Dämpfe des Whiskypunsches die Nase kitzelten.

„Und wie benahm er sich denn?“ fragte Mistreß Townsend.

„Nun, so ziemlich anständig — das heißt, was das äußere Benehmen betrifft. Aus einem Schweinsohr kann man keine seidene Börse schneiden, weißt Du.“

„Nein, gewiß nicht, und der Himmel weiß, daß dieser Mensch von einem Schweinsohr sehr viel Aehnliches hat Aber, lieber Aeneas, erzähle mir doch, wie Alles war — von Anfang bis zu Ende.“

„Er war schon da, als ich kam,“ sagte der Rector.

„Ein Wiesel ertappt man nicht so leicht im Schlafe,“ bemerkte seine Gattin.

„Im Schlafe ertappte ich ihn allerdings nicht,“ fuhr der Rector fort. „Er war schon da, als ich

kam, aber ich ging in das kleine Zimmer, wo die Versammlungen des Hülfscomités stattfinden —"

„In Berryhill, nicht wahr?"

„Ja, im Hause der Wittwe Casey. Es war wirklich spaßhaft zu sehen, wie diese Frau vor Pater Barney knixte und katzenbuckelte, während sie doch seiner eigenen Mutter Bruderstochter ist."

„Sie thut Das, um ihn vor den Leuten zu ehren."

„Versteht sich. Als ich eintrat, war weiter Niemand da, als eben der hochwürdige Herr und Master Herbert."

„Und wahrscheinlich im vertrautesten Gespräch begriffen. Ach mein Himmel, es ist entsetzlich! — Habe ich Dir Zucker genug hineingethan, Aeneas?"

„Ich weiß es selbst nicht recht — vielleicht kann es Nichts schaden, wenn wir noch ein kleines Stück hineinthun. Am Whisky hast Du es jedenfalls nicht fehlen lassen."

„Ich bin aber überzeugt, daß der Punsch durchaus nicht zu stark ist — Du mußt übrigens bedenken, daß Du heute ein schweres Tagewerk gehabt hast. — Also der junge Fitzgerald und Pater Barney —"

„Ja, sie saßen miteinander da und steckten die Köpfe zusammen. Sie sprachen Etwas von einer Mühle."

„O, schrecklich! schrecklich!“

„Herbert schwieg aber sofort und stellte mich dem Pater vor.“

„Wie, er stellte Dich ihm förmlich vor! Das gefällt mir — das muß ich sagen.“

„Er machte seine Sache auch gar nicht schlecht. Er sagte, er freue sich, zwei Herren beisammen zu sehen, welche Beide so eifrig bedacht wären, in dem Kirchspiel so viel Gutes als möglich zu thun, und deren Einfluß so groß sei — oder ungefähr so. Und dann gaben wir einander die Hand.“

„Du gabst dem Pfaffen die Hand?“

„Ja wohl, da ich mich ein Mal entschlossen hatte, hinzugehen, so mußte ich mich auch dazu verstehen.“

„Na, ich bin nur froh, daß ich nicht habe hingehen müssen. Ich glaube nicht, daß ich im Stande wäre, Pater Barney die Hand zu geben.“

„Du kannst nicht eher wissen, was Du thust oder nicht thust, liebes Kind, als bis Du es versucht hast.“

„Hm!“ bemerkte Mistreß Townsend, um dadurch anzudeuten, daß sie von der eben von ihr angedeuteten Unmöglichkeit noch fest überzeugt wäre.

„Es fand nun,“ erzählte der Rector weiter, „ein kleines allgemeines Gespräch über die Kartoffeln statt,

denn es dauerte über eine Viertelstunde, ehe sich wieder Jemand einfand. Der Pater sagte, in Limerick und Clare stände es in dieser Beziehung eben so schlimm, als hier. Ich glaube dies aber nicht, und als ich ihn fragte, woher er es wüßte, so sagte er, er habe es im „Freeman‘ gelesen.“

„Im ‚Freeman‘? Ja, ja, das sieht ihm ähnlich. Von der ‚Nation‘ wird er freilich Nichts wissen wollen!“ bemerkte Mistreß Townsend, denn nach ihrer Meinung war es von dem katholischen Priester sehr tadelnswerth gehandelt, daß er seine Belehrung über die Tagesereignisse nicht aus einer Zeitung schöpfte, welche sich die Unterstützung der protestantischen Sache zur besondern Aufgabe stellte.

„Endlich kam Somers,“ erzählte der Rector weiter, „und übernahm den Vorsitz. Anfangs fürchtete ich, Pater Barney werde dies thun.“

„Aber Das würdest Du doch nicht etwa gelitten haben?“

„Ich hatte schon meinen Entschluß gefaßt. Ich wäre in diesem Falle in dem Zimmer auf- und abgegangen und hätte die ganze Verhandlung als eine unregelmäßige betrachtet — als ob gar kein Vorsitzender dawäre. Somers war aber natürlich der rechte Mann.“

„Und wer fand sich denn außerdem noch ein?“

„O'Leary vom Boherbue."

„Ist das nicht auch ein Katholik?"

„Ja wohl, die Mehrzahl waren Katholiken. Greilly war auch da — es ist das der Mann, dem der große Grundbesitz jenseit Banteer gehört, und dann kam auch Pater Barney's Coadjuter."

„Was, der Mann von Gortnaclough, der so erbärmlich aussieht?"

„Ja wohl; er ist ja angestellter Geistlicher."

„Und diesem gabst Du auch die Hand?"

„Ja wohl. Er sah dabei ganz beschämt aus."

„Na, von Scham ist sonst bei dergleichen Leuten nicht viel zu finden."

„Auch dieser Mann schlug allerdings sehr bald einen andern Ton an. Er schwatzte das einfältigste, unsinnigste Zeug von der Welt, bis Somers ihn niedersetzte."

„Ah, er ward also niedergesetzt? Das ist mir lieb zu hören."

„Auch Pater Barney muß ich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seinem Coadjuter befahl, den Mund zu halten. Der Narr begann eine förmliche, auswendig gelernte Rede zu halten."

„Wahrscheinlich konnte Pater Barney nicht leiden, daß dies ein Anderer thäte, als er selbst."

„Allerdings sprach er auch für alle Beide genug.

Nie ist mir Jemand vorgekommen, der so gern seine eigene Stimme gehört hätte. Er will, daß Alles nach seinem Kopfe gehe."

„Ja, ja, aber Das wirst Du nicht zugeben. Weßhalb gingest Du sonst hin?"

Und so ward die Sache weiter besprochen. Welche Schritte von dem Hülfscomité gethan worden, wie man sich vereinigt, so und so viel Mehl, bei dem und dem Händler zu dem und dem Preise und von dem und dem Fonds zu kaufen; wie es wieder verkauft, aber unter keiner Bedingung verschenkt werden sollte; wie Mr. Somers erklärt hatte, das Verschenken ihrer Mittel sei dem Schlachten des Huhns zu vergleichen, welches die goldenen Eier gelegt, worauf der jüngere katholische Geistliche mit vielem Pathos erklärt, die Armen hätten kein Geld, um Etwas zu kaufen; und wie man in einigen Wochen das zu verkaufende Mehl in Herbert's Mühle selbst zu mahlen gedenke — alles Dies ward ebenfalls erzählt. Nichts aber machte der Gattin des Rectors hierbei mehr Vergnügen, als die Seitenhiebe, die er dabei gegen die beiden katholischen Geistlichen führte.

Während sie noch mitten in dieser Unterhaltung begriffen waren, als der Theekessel das Punschglas verdrängt hatte und der Rector sich der Meinung

zuzuneigen begann, daß ein Schläfchen in seinem Lehnstuhl sehr erfrischend sein würde, trat Jerry in's Zimmer, um zu melden, Richard sei von Schloß Richmond da und habe einen Brief an den Rector abzugeben.

Demgemäß ward Richard eingelassen. Nun hätte Richard seinen Brief recht wohl durch Jerry überreichen lassen können, denn dieser Brief enthielt weiter Nichts, als einige Auskunft in Bezug auf eine Anzahl alter Weiber, welche Auskunft Herbert versprochen hatte, nach dem Pfarrhaus hinüber zu schicken. Richard wußte aber, daß der Rector mit ihm zu plaudern wünschen würde, und Richard war auch selbst dazu aufgelegt.

„Sie befinden sich doch hübsch wohl, Herr Rector?“ sagte Richard, indem er seinen Brief überreichte. „Und Sie doch auch, Frau Rectorin?“ setzte er mit einer Verbeugung hinzu.

„Ach ja, so ziemlich, ich danke,“ entgegnete Mistreß Townsend. „Was machen denn die Herrschaften auf dem Schlosse?“

„Na, die befinden sich auch so ziemlich. Unser Herr ist freilich immer noch leidend, wie schon lange.“

„Ja, ja,“ sagte der Rector. „Wollt Ihr vielleicht ein Glas Branntwein trinken, Richard?“

„Sie wissen, Herr Rector, daß ich dies nie

thue," entgegnete Richard mit einem Blick, der ein hochmoralisches Selbstbewußtsein verrieth, denn er war ein strenger Tentotaller.

„Und gedenkt Ihr immer dabei zu bleiben, Richard?" fragte Mistreß Townsend, welche fest glaubte, es könne nie etwas Gutes aus Nazareth kommen, und selbst die Enthaltsamkeit von Whisky müsse etwas Schlechtes sein, wenn sie von irgend Etwas in Gestalt einer katholischen Ceremonie begleitet wäre.

„Ja, Frau Rectorin, nie habe ich seit dem Tage, wo ich mein Gelübde in die Hände jenes gesegneten Apostels ablegte, auch nur einen Tropfen von etwas Stärkerem als Wasser, ausgenommen Thee, über die Lippen gebracht."

Und indem Richard dies sagte, bekreuzte er sich keck vor den Augen des protestantischen Ehepaares. Dieses wußte recht wohl, wen er mit dem gesegneten Apostel meinte — es war Pater Mathew.

„Die Mäßigkeit ist etwas sehr Gutes, auf welchem Wege man auch dazu gelangen möge," sagte der Rector, welcher dadurch andeuten wollte, daß Richard zu seiner Mäßigkeit auf dem schlimmsten Wege gelangt sei, den man sich denken könne.

„Da mögen Sie Recht haben, Herr Rector," sagte Richard, „ich aber weiß, daß nie ein Gelübde

gehalten worden ist, welches nicht in die Hände des gesegneten Apostels abgelegt worden."

Hiermit wollte er zu verstehen geben, daß die amtlichen Handlungen des Rectors niemals so wirksam und von solcher Heiligkeit durchdrungen sein könnten, wie die eines katholisches Priesters.

Der Rector erbrach nun den Brief und las ihn.

„Ah schön!" sagte er dann. „Meldet Mr. Herbert, daß ich ihm sehr verbunden sei. Eine weitere Antwort ist nicht nöthig."

„Gut, Herr Rector, ich werde es ausrichten," entgegnete Richard und that, als ob er gehen wollte.

„Aber," hob Mistreß Townsend an, „sagt mir doch — geht es mit Sir Thomas wirklich noch nicht besser? Wir sind sehr besorgt um ihn."

„O ja — heute morgen geht es ein wenig besser, Gott sei gedankt."

„Er hatte einen plötzlichen Anfall, nicht wahr, Richard?" fragte der Rector.

„Ja, wahrscheinlich," antwortete Richard, der keine Lust hatte, von den Geheimnissen seiner Herrschaft an dieser Stelle zu sprechen. Was er sich auch berufen fühlen mochte, seinem Seelsorger zu sagen, so fühlte er sich doch keineswegs verpflichtet, gegen den protestantischen Geistlichen ein Gleiches zu thun.

„Aber der Anfall kam dieses Mal sehr plötzlich, nicht wahr, Richard?“ fragte die Rectorin; „unmittelbar nachdem man jenen fremden Mann zu ihm gelassen hatte, nicht wahr?“

„Das weiß ich nicht, ich glaube aber, sein Zustand war so ziemlich der gewöhnliche, bis jener fremde Mann wieder fortging. Ich hörte, daß er sein Geschäft mit diesem besorgt hatte, wie gewöhnlich.“

„Und dann bekam er den Anfall, nicht wahr, Richard?“

„Nein, so viel ich weiß nicht. Er sprach von einem Proceß, hörte ich Mistreß Jones sagen, und dann fühlte er sich nicht wohler, als gewöhnlich.“

„Und das war Alles?“

„Ja — übrigens kommt er mir heute munterer und lebendiger vor, als ich ihn seit vielen Monaten gesehen. Er ist den ganzen Morgen mit der gnädigen Frau in der Chaise spazieren gefahren.“

„Ich freue mich, das zu hören. Nicht wahr, es ist etwas Unangenehmes in Bezug auf seine englischen Besitzungen, was ihm zuweilen im Kopfe herumgeht und ihn so beunruhigt?“

„Was ihm eigentlich fehlt, weiß ich nicht — vielleicht hat er zu viel Geld und weiß nicht, was er damit machen soll.“

„So so. Wahrscheinlich werde ich morgen oder spätestens übermorgen Mistreß Jones zu sprechen bekommen," sagte die Rectorin, um Richard zu ärgern und ihm zu verstehen zu geben, daß sie von dieser mit leichter Mühe Alles hören könnte, was sie zu erfahren wünschte. „Mistreß Jones ist ein wahrer Schatz für die gnädige Frau."

„Ach ja," entgegnete Richard, „besonders was Puddings, Pasteten und dergleichen betrifft."

Er wollte nicht zugeben, daß Mistreß Jones eine wichtigere Rolle im Hause spielte, als er, besonders da er schon lange im Dienste der Familie gestanden hatte, ehe noch seine gegenwärtige Herrin in's Haus gekommen war.

„Aber auch in vielen andern Dingen, Richard. Sie ist eine wirkliche vertraute Dienerin, und dies ist sie, weil sie Protestantin ist."

Nun war Richard, der Kutscher von Schloß Richmond, der gutmüthigste Mensch, den man sich denken konnte. Kein Unfall — wie z. B. wenn er auf dem Eise mit dem Pferde stürzte — kein Drangsal, wie zum Beispiel wenn er drei Stunden lang in fortwährendem Regen auf dem Bocke sitzen mußte — konnte ihm die gute Laune rauben. Es war ihm ganz gleich, ob er kurz vor dem Frühstück anspannen mußte, oder, wenn eben das Mittagsmahl

aufgetragen werden sollte, in den Stall geschickt ward. Er war ein tüchtiger Esser, aber was er den einen Tag nicht aß, Das aß er den nächsten. Er war stets bereit, ein Kind zu warten, oder Kartoffeln auszunehmen, oder so gut er konnte eine Mahlzeit zu kochen, aber er konnte es nicht leiden, wenn er für Weniger angesehen ward, als ein Protestant, und kein Protestant war ihm ein größerer Dorn im Auge, als Mistreß Jones.

„Weil sie Protestantin ist, meinen Sie?“ sagte er.

„Ja wohl, Richard; Ihr müßt selbst sehen, daß die Protestanten mehr Achtung und Vertrauen genießen, als Ihr Katholiken.“

„Das habe ich wirklich noch nicht gewußt.“

„Nun so seht doch Mistreß Jones an.“

„O, die sehe ich sehr oft an, und sie ist so weit ein ganz nettes Frauenzimmer. Dennoch aber kennen wir Alle ihre Schwäche.“

„Und worin besteht diese, Richard?“ fragte Mistreß Townsend mit unverkennbarer Neugier, denn sie verschmähte es nicht, ein wenig Scandal zu hören, wenn auch nur über die Dienstleute ihrer vornehmen Nachbarn.

„Nun, sie spricht oft über Dinge, die sie nicht versteht,“ antwortete Richard. „Auf Puddings und Pasteten versteht sie sich aber ausgezeichnet, und mehr

verlangt man in der Regel auch von einer Frau nicht."

Damit hatte die Rectorin vor der Hand genug, und Richard durfte sich mit der Ueberzeugung entfernen, daß er der Rectorin mit Erfolg die Spitze geboten.

„Jerry," sagte Richard, als er mit dem alten Gärtner durch den Hof des Pfarrhauses ging, „versucht man zuweilen, einen Protestanten aus Euch zu machen?"

„Verdammt wären die Protestanten!" entgegnete Jerry, welcher keineswegs so gutmüthig war, wie Richard.

„Na, das möchte ich nicht sagen — wenigstens nicht von Allen."

„Aber ich sage es von Allen," antwortete Jerry hartnäckig.

Richard war gegenwärtig nicht aufgelegt, sich mit dem alten Gärtner zu Gunsten seiner protestantischen Freunde herumzustreiten, sondern schwang sich auf's Pferd und trabte zum Hofe hinaus.

Drittes Kapitel.

Die zweite Liebe.

Am Tage nach Clara's Weggange machte Herbert, wie sich von selbst verstand, seinen versprochenen Besuch in Desmond Court. An diesem Tage war eben Sir Thomas, wie Richard im Pfarrhause berichtet, mit seiner Gemahlin ausgefahren. Herbert war am Morgen bei seinem Vater gewesen und, nachdem er ihn und seine Mutter gut in ihre Shawls und Mäntel eingepackt gesehen, zu Pferde gestiegen und fortgeritten.

„Es ist möglich, daß ich nicht gleich wiederkomme," sagte er, „denn ich habe versprochen, auch nach Clady zu kommen und nach der Suppenküche zu sehen."

„Ich würde mich nicht wundern, wenn Herbert

Neigung zu Clara Desmond faßte," sagte die Mutter zu Sir Thomas, bald nachdem sie ihre Ausfahrt begonnen.

„Glaubst Du Das?" entgegnete der Baronet, und sein Ton war nicht gerade der des Beifalls oder der Zustimmung.

„Ja, ich halte es allerdings für wahrscheinlich. Ich bin überzeugt, daß sie ihm sehr gefällt, und halte es für wahrscheinlich, daß er sie wirklich lieben lernt. Meinst Du, daß Etwas dagegen einzuwenden wäre?"

„Sie sind Beide noch sehr jung," bemerkte Sir Thomas.

„Aber wird es in Herbert's Stellung nicht gut sein, wenn er sich so bald als möglich verheirathet?"

„Das Mädchen hat überdies kein Vermögen — keinen Schilling. Wenn Herbert wirklich jung heirathet, so wird es gut sein, wenn seine Frau auch selbst Etwas besitzt."

„Die jungen Eheleute würden hier bei uns leben," sagte Lady Fitzgerald, welche wußte, daß ihr Gemahl von allen kleinlichen Geldrücksichten und dem Wunsche, seinen Reichthum für sich oder seine Kinder zu vermehren, gänzlich frei war, „und ich glaube, es würde dies für Dich sehr angenehm sein. Herbert bekümmert sich, wie Du siehst, so gern um Gemeindeangelegenheiten und giebt auf Das, was

andere junge Leute als Vergnügen betrachten, in der Regel sehr wenig."

Es ward vor der Hand Nichts weiter über diesen Gegenstand gesprochen, denn derselbe berührte gewissermaßen Geldangelegenheiten und Rücksichten auf das Familienbesitzthum, wovon Lady Fitzgerald gegenwärtig die Gedanken ihres Gatten frei zu erhalten wünschte.

Gegen das Ende der Spazierfahrt kam er jedoch selbst wieder darauf.

„Clara ist ein nettes Mädchen, nicht wahr?" hob er wieder an.

„Ja, wenigstens insoweit ich sie kennen gelernt habe."

„Sie ist hübsch."

„Ja, oder vielmehr schön — wenigstens verspricht sie es zu werden?"

„Aber sie ist noch ein pures Kind. Nicht wahr, Du glaubst selbst, in der nächsten Zeit würde noch Nichts aus der Sache werden."

„O nein, in der allernächsten Zeit sicherlich noch nicht. Herbert ist, wie ich ihn kenne, selbst in dergleichen Gefühlen oder im Ausdruck derselben nicht so sehr hastig. Dennoch aber glaube ich, daß, ehe der Winter vorüber ist, ein solches Ereigniß sehr wahrscheinlich wäre."

Mittlerweile verbrachte Herbert den ganzen Tag drüben in Desmond Court oder in Clady. Die Gräfin freute sich nicht wenig, ihn zu sehen, und begleitete ihn nebst Lady Clara nach Clady. Es war fünf Uhr vorbei und schon ganz finster, als er wieder nach Schloß Richmond zurückkam, so daß er eben noch zur rechten Zeit kam, um sich zum Diner anzukleiden.

Dieses war an diesem Abend angenehmer, als gewöhnlich. Sir Thomas speis'te nicht blos mit seiner Familie, sondern kam nach dem Diner auch in das Gesellschaftszimmer und betheiligte sich in gewissem Grade bei der Unterhaltung. Lady Fitzgerald bemerkte allerdings, daß er sich dabei großen Zwang anthat; Tante Letty und die Uebrigen aber bemerkten Nichts davon, sondern freuten sich, ihn bei sich zu sehen und wahrzunehmen, daß er sich noch für sie interessirte.

Der Bau der Mühle war fest beschlossen, und Herbert wollte am nächstfolgenden Morgen an Ort und Stelle die erforderlichen Anstalten zur sofortigen Inangriffnahme treffen.

„Wir können Dich wohl nach Berryhill begleiten, wie?" sagte Mary.

„Ich werde aber sehr eilig haben," entgegnete Herbert, welcher offenbar nicht wünschte, gerade bei

dieser Expedition durch die Begleitung seiner Schwestern belästigt zu werden.

„Und warum hast Du denn morgen so eilig?“ fragte Tante Letty.

„Ich habe versprochen, morgen auch wieder nach Clady zu kommen. Deßhalb muß ich zeitig wieder hier sein und mir ein frisches Pferd nehmen.“

„Aber, Herbert, Du wirst ja ein förmlicher Hercules an Energie,“ bemerkte sein Vater lächelnd. „Wenn Du alle Suppenküchen in der Herrschaft Desmond und auch noch die unsrigen inspiciren willst, dann stellst Du Dir eine Riesenaufgabe.“

„In Bezug auf die in Clady habe ich ein Mal meine Mitwirkung versprochen und muß nun mein Wort auch halten,“ sagte Herbert.

„Und auf dem Heimwege wirst Du auch der schönen Lady Clara Deine Huldigung darzubringen haben,“ sagte Mary.

„Das ist mehr als wahrscheinlich.“

„Und dann wirst Du wieder so lange ausbleiben, daß Du kaum noch zur rechten Zeit zum Diner wieder da bist,“ fuhr Mary fort, ohne jedoch daß ihr Bruder diesen kleinen Ausfall einer Antwort gewürdigt hätte.

Emmeline aber sagte Nichts. Lady Clara war ihre ganz besondere Freundin, und es lag ihr zu

viel daran, eine solche Schwägerin zu bekommen, als daß sie einen Scherz über diesen Punkt gemacht hätte.

Es ward überhaupt bei dieser Gelegenheit Nichts weiter darüber gesprochen, Sir Thomas aber hoffte im Stillen, daß die Prophezeihung seiner Gattin, sein Sohn werde in dieser Angelegenheit keinen plötzlichen Entschluß fassen, in Erfüllung gehen möge.

Am nächstfolgenden Morgen ertheilte Herbert in Berryhill sehr rasch die nothwendigen Befehle, kam dann wieder zurück und bestieg ein frisches Pferd, ohne in das Haus zu gehen. Dann trabte er nach Clady, an dem Thore von Desmond Court vorbei, ohne einzusprechen, that, was er versprochen hatte in Clady zu thun, oder vielmehr, was er als Vorwand benutzt, diesen Ort so bald wieder besuchen zu können, und dann ritt er — wir wollen hoffen, mit einem vollkommen reinen Gewissen — die nach Desmond Court führende Allee hinauf.

Es war noch früh am Tage, als er hier anlangte, wahrscheinlich nicht viel über zwei Uhr, und dennoch hatte Mary volles Recht gehabt, als sie vorausgesagt, er werde eben nur Zeit genug noch zum Diner nach Hause kommen.

Nichtsdestoweniger aber hatte er Lady Desmond nicht gesehen. Wie oder weßhalb es geschehen, daß

sie während der ganzen zwei Stunden, die er im Hause zugebracht, nicht in das Gesellschaftszimmer gekommen, dies braucht hier weiter nicht auseinander gesetzt zu werden. Genug, es war so gewesen. Die ersten fünf Minuten, welche Herbert mit Clara zubrachte, waren von Ersterem zu Erkundigungen nach dem beschädigten Arme und, wenn es gesagt werden muß, zu einer chirurgischen Inspection des immer noch braun- und blaugefärbten Gliedes verwendet werden.

„Es muß Ihnen noch sehr weh thun," sagte er, indem er sie mit einem Blicke ansah, welcher verrieth, wie gern er ihr allen Schmerz abgenommen und selbst getragen hätte, wenn ein solcher Tausch möglich gewesen wäre.

„Ach nein, weh thut mir der Arm nicht sehr." antwortete Clara lächelnd. „Er ist blos ein Wenig steif. Ich kann ihn nicht ganz frei bewegen."

Und sie hob ihn auf und ließ ihn wieder sinken, konnte aber dabei nicht ganz eine schmerzliche Miene unterdrücken, welche dem jungen Manne durch und durch ging.

Die nächstfolgenden Minuten waren der Besprechung des widerspenstigen Kessels gewidmet, und nun fiel es Clara ein, daß sie wohlthun würde, wenn sie ginge und ihre Mutter holte.

Herbert machte jedoch gegen das sofortige Thun dieses Schrittes einen triftigen Einwand geltend, und so plauderten sie weiter, bis die dunkle Nacht ihn mahnte, daß er kaum noch zur rechten Zeit nach Schloß Richmond zurückgelangen könnte.

Das Zimmer war beinahe ganz finster, als er sie verließ, und sie stand auf und trat an das Vorderfenster, so daß sie ihn fortreiten sehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Er bestieg innerhalb des Hofes sein Pferd, kam dann zu dem großen, altväterischen, häßlichen Portal herausgeritten und galoppirte mit lockerem Zügel und fröhlichem Herzen durch den grünen Park.

Wie heißt es gleich in dem alten Liede?

„O Damen nehmt Euch in Acht vor ihm,
Der fröhlich von Euch fortreitet.“

Auch in Clara's Herzen regte sich, während sie so am Fenster stand, ein Gefühl der Räthlichkeit, sich in Acht zu nehmen, und ein Schatten von Zweifel in Bezug auf die Klugheit des Schrittes, den sie gethan. Er ritt heiter davon, mit fröhlichem Gemüth, denn er hatte errungen, was er so innig zu erringen gewünscht.

Er sah keinen Grund, vorsichtig zu sein. Er hatte gesehen und geliebt, dann hatte er um Gegenliebe gebeten, und zwar nicht vergebens.

Clara stand da und schaute ihm nach, so lange ihr Auge den Umriß seiner in dem Dunkel des Abends verschwindenden Gestalt verfolgen konnte.

So lange sie ihn sah, oder noch zu sehen glaubte, dachte sie blos an seinen vortrefflichen Charakter, an sein gutes Herz, an seine Talente, die sie vielleicht über ihren wahren Werth anschlug, an seine Geschmacksrichtungen, welche so gut mit ihren eigenen übereinstimmten, an seine ruhige und doch männliche Haltung, an seine nützlichen Bestrebungen, an seinen Gang und seine äußere Erscheinung.

Alles Dies waren Dinge, die geeignet waren, das Herz eines Wesens wie Clara Desmond zu gewinnen, und dann dachte sie auch, wenn auch nur unklar und sich nur halb bewußt, an die großen, umfangreichen Besitzungen, deren Erbe er war, und tröstete sich mit dem Gedanken, daß dies eine Heirath sein würde, welche man selbst für die Tochter eines Grafen von Desmond als eine nicht unangemessene betrachten könnte.

Als Herbert's Gestalt jedoch in dem Abenddunkel vollständig verschwunden war, erwachten traurigere Gedanken in Clara's Herzen. Ihr in das Dunkel hinausschauendes Auge konnte nicht umhin, noch eine andere Gestalt zu sehen, auf welcher es in der Vergangenheit oft so gern geweilt. Dort auf jener selben

Straße hatte ein anderer Anbeter, ein anderer Fitzgerald, geschworen, daß er sie liebe, und sein Schwur war aufrichtig gewesen, dies wußte sie. Niemals hatte sie an seiner Treue und Aufrichtigkeit gegen sie gezweifelt — auch jetzt zweifelte sie noch nicht daran — und dennoch hatte sie sich einem Andern geschenkt.

Und in vielen Dingen war auch er, jener erste Geliebte, edel und anmuthig und ein würdiger Gegenstand für die Liebe eines Weibes gewesen. Was seine äußere Erscheinung anlangte, so übertraf er Alles, was sie bis jetzt gesehen und geträumt, und warum sollten wir glauben, daß persönliche Vorzüge in dem weiblichen Urtheile für Nichts gelten sollten, da sie doch in dem der Männer so unermeßlich hoch über allen andern stehen? Seine Haltung war ritterlich und kühn, seine Sprache gewählt und poetisch, und seine Liebe eifrig, ungestüm und fast an Anbetung grenzend. Uebrigens war er jetzt auch in Unglück, und wann hat dies wohl verfehlt, das weiche weibliche Herz noch weicher zu stimmen?

Es war für Clara unmöglich, nicht Vergleiche zu ziehen, Vergleiche, die ihr so widerwärtig waren. Eben so war es ihr auch unmöglich, daß sie sich nicht einiger Falschheit gegen jenen ersten Geliebten anklagte. Uns, meine Freunde, scheint allerdings erst kurze Zeit vergangen zu sein, seitdem Clara

jene Straße wandelte und mit kindischem Entzücken Owen's Liebesbetheuerungen anhörte. Es war seitdem nicht Viel über ein Jahr vergangen, für sie aber waren diese Monate sehr lang gewesen.

Und, lieber Leser, wenn Du bei einer Periode des Lebens angelangt bist, welche Dich in den Stand setzt, Deine vergangenen Jahre nach Lustren zu zählen — wenn Du, wir wollen sagen, über die Dreißig hinaus bist, hast Du dann nicht gefunden, daß Deine Jahre, welche jetzt so kurz sind, in jenen vergangenen Tagen lang waren?

Diese vierzehn Monate waren für Clara, als sie jetzt auf dieselben zurückblickte, beinahe der Zeitraum eines zweiten Lebens. Was hatte sie, als sie jenes frühere Gelübde gethan, nach Klugheit, oder nach dem Urtheil der Welt, oder nach einem Bündniß gefragt, welches sich für sie „schicke?"

Es hatte ihr genügt, zu wissen, daß Owen Fitzgerald ein Mann von guter Abstammung und guter Familie war, übrigens aber hatte sie blos gefühlt, daß ihr Herz höher schlug, wenn er in ihrer Nähe war.

Schlug ihr Herz jetzt, wenn sein Cousin in ihrer Nähe war, eben so hoch? Nein, sie fühlte, daß dies nicht der Fall war. Und zuweilen fühlte sie, oder fürchtete zu fühlen, daß es wieder hoch schlagen

würde, wenn sie den Geliebten wiedersähe, dem sie auf Antrieb ihres kalten Verstandes entsagt.

Ihr Verstand hatte ihm entsagt — schon lange zuvor, ehe sie noch im Entferntesten daran gedacht, daß Herbert Fitzgerald als Bewerber um sie auftreten könnte. Auch hatte sie es nicht ausschließlich aus Gehorsam gegen den Befehl ihrer Mutter gethan. Sie hatte in sich selbst die Ueberzeugung gewonnen, daß Owen Fitzgerald nicht der Mann sei, an welchen irgend ein Mädchen gegenwärtig ohne Gefahr für ihr Loos denken könne.

Sie wußte, daß er ein ausschweifendes Leben führte, und sie konnte nicht glauben, daß dieses Laster blos darin seinen Grund habe, weil er aus ihrer Nähe verbannt worden, und daß es aufhören und verschwinden würde, wenn diese Verbannung nicht mehr bestände.

Es wurden ihr unter der Hand allerlei Mittheilungen gemacht, welche dahin lauteten, daß Owen's tadelnswerther Lebenswandel blos eine Folge seines Unglücks sei. Man sagte, er tränke und spielte blos, weil ihm die Thore von Desmond Court nicht mehr offen ständen

Es lebte Etwas in Clara's Herzen, was sie eine Zeitlang geneigt machte, Etwas von diesen Versicherungen zu glauben und zu hoffen, daß dieselben

nicht vollständig erfunden seien. Konnte wohl irgend ein Mädchen, das einen solchen Mann liebte, dieser Hoffnung gänzlich entsagen?

Aber die Erzählungen über jene schwelgerischen Gelage wurden immer schlimmer und schlimmer, und zugleich ward ihr zugeraunt, daß dieselben schon ganz in demselben Grade stattgefunden hätten, ehe Owen von Desmond Court verbannt worden.

Und somit hatte Clara schweigend und traurig, und ohne ihrer Mutter oder ihrem Bruder ein Wort davon mitzutheilen, beschlossen, Owen zu entsagen.

Es lag für sie auch keine Nothwendigkeit vor, sich mit Worten darüber zu äußern. Sie hatte ihrer Mutter versprochen, keinen weitern Verkehr mit diesem Manne zu unterhalten, und sie hatte ihr Versprechen gehalten und gedachte es auch ferner zu halten. Weßhalb sollte sie etwas Weiteres darüber sagen? Wie sie das ihrer Mutter gegebene Versprechen mit einem dauernden Verhältniß hätte in Einklang bringen sollen — wenn nämlich Owen's Lebenswandel ihr erlaubt hätte, ihr Verhältniß zu ihm als ein dauerndes zu betrachten — Das war für sie, so lange sie noch Hoffnung gehegt, eine Quelle großer Beunruhigung gewesen; jetzt aber war diese Hoffnung erloschen und die Beunruhigung somit gehoben.

Und dann hatte sie Gelegenheit zu näherer Bekanntschaft mit Herbert Fitzgerald und seinen freundlichen, gutmüthigen Schwestern erhalten, welche stets bereit waren, sie mit Liebkosungen zu überhäufen, in deren Nähe sie glücklichere Stunden verlebt, als ihr jemals zuvor beschieden gewesen waren. Was Herbert betraf, so war Clara gleich vom ersten Augenblick an seiner Bewunderung sich bewußt gewesen.

Sie wußte, daß sie kein Vermögen hatte, und fürchtete daher, man werde von ihr glauben, sie wünsche den reichen Erben zu angeln. Aber es war, als ob Alles sich verschworen hätte, sie mit Herbert zusammenzuführen. Lady Fitzgerald hatte sie bewillkommnet, wie eine Mutter, mit freundlicherer Zärtlichkeit, als sie in der Regel von ihrer eigenen Mutter erfuhr, und selbst Sir Thomas war von seiner gewöhnlichen Art und Weise abgewichen, um sich ihr freundlich und gütig zu beweisen.

Daß ihre Mutter eine solche Heirath billigen würde, daran konnte sie nicht zweifeln. In der letzten Zeit hatte sie nicht Viel mehr über Owen gesprochen, wohl aber sehr Viel über die Schrecknisse der Armuth. Dabei war sie allerdings zu schlau gewesen, um die Tugenden Herbert's mit klaren, offenen Worten zu preisen, wohl aber hatte sie sich

über die Annehmlichkeiten eines schönen Einkommens und eines festbegründeten Familienbesitzthums ausgesprochen.

Clara hatte anfänglich diesen Worten eine bestimmtere Absicht untergelegt, als dieselbe eigentlich hatten, und war deßhalb gegen die weltliche Weisheit ihrer Mutter auf der Hut gewesen, nichtsdestoweniger aber hatte der stets fallende Tropfen den Stein einigermaßen gehöhlt.

Und während sie so über diese Dinge dachte, stand sie immer noch am Fenster, nachdem die Gestalt ihres jetzigen Geliebten schon seit einer halben Stunde in dem sich immer dichter herabsenkenden Dunkel des Abends unsichtbar geworden.

Dann trat ihre Mutter in's Zimmer, und es wurden Lichter gebracht. Lady Desmond war ganz Freundlichkeit und Güte, wie sie überhaupt schon seit der letzten Woche gewesen, wo Herbert Fitzgerald fast täglich auf Desmond Court ein- und ausgegangen war. Clara verstand aber den Grund dieser Freundlichkeit und sah dieselbe daher nicht gern.

Dennoch war es nun nothwendig, daß Alles zur Sprache käme. Herbert hatte erklärt, er werde sofort seine Eltern von dem von ihm gethanen Schritte in Kenntniß setzen und sie um ihre Einwilligung zu seiner Verheirathung bitten. Er sprach

davon als von einer Sache, hinsichtlich deren nicht der mindeste Grund zu Zweifel oder Befürchtungen vorhanden sei. Er war der einzige Sohn, sagte er, der von seinen Eltern nur Liebe und Vertrauen erfuhr. Sein Vater widersetzte sich ihm niemals und in keiner Sache, und willigte ganz bestimmt, meinte Herbert, in jede Heirath, welche sein Sohn vorschlüge.

„Was Sie aber betrifft, Clara," setzte er mit der schmeichelhaftesten Innigkeit eines Liebenden hinzu, „so sind alle Angehörige meiner Familie Ihnen so gewogen, daß ich fast fürchte, eifersüchtig zu werden."

Es war daher für Clara unumgänglich nothwendig, ihrer Mutter sofort mitzutheilen, was geschehen, und sie um ihre Einwilligung zu bitten. Sie hatte schon ein Mal eine Liebe gestanden, und dies mit Herzklopfen, an allen Gliedern zitternd und unter Weinen und Schluchzen gethan.

Damals waren ihre Worte mit schroffer Härte aufgenommen worden. Jetzt dagegen konnte sie ohne Zittern, ohne Thränen sprechen, aber es war ihr fast gleichgültig, ob ihre Mutter unfreundlich oder zärtlich wäre.

„Wie? Ist Mr. Fitzgerald schon wieder fort?" fragte die Gräfin, als sie in das Zimmer trat.

„Ja, Mama, schon seit einer halben Stunde,"

antwortete Clara, immer noch nicht vom Fenster weichend.

„Ich habe ihn gar nicht fortreiten gehört und glaubte daher, er sei noch hier. Ich will hoffen, daß er mich nicht der Unhöflichkeit beschuldigt; ich hatte aber gerade Etwas zu besorgen, wovon ich mich nicht wohl abmüßigen konnte.“

Clara fand es nicht nothwendig, auf diese kleine Lüge irgendwelche Antwort zu geben. Sie überlegte, wie sie anfangen sollte, Das zu sagen, was sie nun durchaus sagen mußte, und verschmähte es, in einer Angelegenheit, die ihr Herz so nahe berührte, sich in eben so lügenhaftem Geschwätz zu ergehen, wie ihre Mutter.

„Was sagte er denn über jenen albernen Maurer, der die Suppenküche in Clady gebaut hat?“ fragte die Gräfin, in ihrer Heuchelei beharrend.

„Mr. Fitzgerald ist heute wieder dort gewesen, Mama, und er glaubt, es werde nun Alles in guten Stand kommen; gesprochen aber hat er nicht Viel davon.“

„Warum denn nicht? Gestern spracht Ihr ja von fast gar Nichts Anderem.“

Clara, welche sich halb nach dem Licht herumgedreht hatte, wendete sich jetzt wieder nach dem Fenster herum. Sie mußte ihre Aufgabe lösen, wie

schwer es ihr auch ward. Wie sollte sie ihrer Mutter sagen, daß sie diesen Mann liebte, da doch erst so kurze Zeit verflossen war, seitdem sie erklärt, sie liebe einen Andern?

„Wovon sprach er denn, liebes Kind?“ sagte die Gräfin, immer noch überaus freundlich. „Oder ist es vielleicht nicht erlaubt, darnach zu fragen? Wie, Clara?“

Und die Mutter kam auf das Fenster zu und legte ihre schönen, weißen Hände auf die Schultern der Tochter.

„Ja wohl kannst Du fragen,“ sagte Clara.

„Nun, dann frage ich, und zwar sofort. Was hat dieser wackere Ritter zu meiner Clara gesagt, daß sie so feierlich und schweigend dasteht und in die dunkle Nacht hinausschaut?“

„Mama!“

„Nun, liebes Kind?“

„Herbert Fitzgerald hat mich aufgefordert, sein Weib zu sein. Er hat mir seine Hand angetragen.“

Der Arm der Mutter umschlang liebend die Tochter, und die Lippen der Mutter berührten die Stirn der Tochter.

„Herbert Fitzgerald,“ sagte sie, „hat Dich aufgefordert, sein Weib zu werden? Und welche Antwort

hat mein gutes Kind auf diese verwegene Frage gegeben?"

Noch nie hatte Lady Desmond in so freundlichem, schmeichelndem und liebreichem Tone mit ihrer Tochter gesprochen. Dennoch aber konnte Clara sich nicht überwinden, ihr Herz der Zärtlichkeit ihrer Mutter zu erschließen. Sie konnte nicht ihrer Mutter in's Gesicht blicken und ihre Zustimmung mit unaussprechlicher Freude begrüßen, wie sie gethan haben würde, wenn diese Einwilligung vor einem Jahre zu einem weniger klugen Antrage gegeben worden wäre. Das Bündniß, zu welchem sie jetzt die Sanction ihrer Mutter erbitten wollte, m u ß t e natürlich sanctionirt werden. Sie hatte keine Gunst zu erbitten; es gab hierbei Nichts, wofür sie dankbar zu sein gebraucht hätte. Mit einer leichten, halb unbewußten, unwillkürlichen, aber deßwegen nicht weniger entschiedenen Bewegung wies sie die Liebkosung ihrer Mutter zurück, während sie ihre Frage beantwortete.

„Ich habe ihm mein Jawort gegeben, Mama, natürlich in der Voraussetzung, daß Du Nichts dagegen einzuwenden hast."

„Mein gutes, liebes Kind!" sagte die Gräfin, indem sie ihre Tochter in ihre Arme schloß und an ihre Brust drückte.

Und in der That war Clara wahrscheinlich jetzt

zum ersten Male ihre Herzenstochter. Ihr Sohn war, obschon arm, doch Graf von Desmond. Auch war er, obschon arm, als Graf doch nicht geradezu mittellos, und seine Zukunft gesichert. Seine Schwester dagegen war bisher für seine Mutter nur eine Last gewesen. Sie war so arm geboren, wie die Armuth selbst, und hatte bis jetzt so wenig Neigung gezeigt, selbst ein Mittel gegen dieses zermalmende Uebel ausfindig zu machen. Nun aber hatte die Sache sich geändert. Sie hatte sich die beste Partie in der ganzen Umgegend gesichert und, indem sie dies that, die junge Liebe ihres Herzens geopfert. Hatte sie nun nicht ein Recht auf die ganze Zärtlichkeit einer Mutter erworben? Wer kannte das Elend der Armuth so gut, wie die Gräfin von Desmond? Und wer konnte daher dankbarer sein, als sie, wenn ihr Kind sich diesem Elend klüglich entzog? Lady Desmond fühlte sich ihrer Tochter daher wahrhaft zu Danke verpflichtet.

„Mein Kind, meine Herzenstochter!“ wiederholte sie. „Herbert Fitzgerald ist ein Mann, mit welchem jede Mutter im ganzen Lande stolz sein würde, ihre Tochter vermählt zu sehen. Nie habe ich einen jungen Mann gekannt, welcher der Liebe eines Mädchens so vollkommen würdig gewesen wäre. Er ist so gut erzogen, so fein gebildet, er benimmt sich in jeder

Beziehung so untadelhaft, sein Aeußeres ist so gewinnend und anziehend, sein Herz so warm, und alle seine Umstände und Verhältnisse sind so vortheilhaft, daß man es nicht besser wünschen kann. Natürlich wird er auch in's Parlament kommen, und dann steht ihm jeder Weg offen. Das Familienbesitzthum ist, glaube ich, schuldenfrei, und jüngere Brüder sind auch nicht da. Man kann ihn schon jetzt als den Herrn und Besitzer betrachten, denn der alte Sir Thomas ist beinahe eine Null. Ich wünsche Dir Glück, meine gute, theuerste Clara!"

Und nach diesem Erguß mütterlicher Beredsamkeit drückte die Gräfin ihre Lippen auf die ihres Kindes.

Clara war sich bewußt, daß sie mit ihrer Mutter durchaus nicht zufrieden war, aber dennoch konnte sie nicht genau sagen, worin dies seinen Grund hatte. Sie erwiderte den Kuß ihrer Mutter, aber kalt und langsam.

„Ich freue mich, daß Du glaubst, ich habe es so recht gemacht, Mama."

„Ja wohl glaube ich, daß Du es so recht gemacht, aber dennoch erkläre ich, daß Du dabei durchaus kein Kunststück ausgeführt hast, denn wie hättest Du umhin gekonnt, einen Mann zu lieben, der in

jeder Beziehung so liebenswürdig ist, wie der gute Herbert?"

„Es ist auch gar nicht meine Absicht gewesen, ein Kunststück auszuführen," entgegnete Clara, die sich durchaus nicht geneigt fühlte, auf den scherzenden Ton ihrer Mutter einzugehen.

„Aber dennoch," hob die Gräfin wieder an, „darf nicht unerwähnt bleiben, daß Herbert Dich nicht lieben würde, wenn Du nicht eins der besten und liebenswürdigsten Mädchen wärest, die jemals geboren worden."

„Er liebt mich, weil sonst Niemand weiter da ist," sagte Clara.

„Wie kannst Du so Etwas sagen! Niemand weiter da! Steht es ihm nicht frei, nach London zu gehen und dort sich eine Braut zu suchen, wie er sie wünscht? Hätte er es auf Geld abgesehen," sagte die Gräfin in einem Tone, welcher verrieth, wie gründlich sie jedes derartige Laster verabscheute und verachtete, „so hätte er auch diesen Wunsch verwirklichen können. Aber dann hätte er meine Clara nicht bekommen. Er hat jedoch Schönheit, Bildung und ein edles, liebevolles Herz gesucht, und nach meiner Ansicht hätte er dies Alles nirgends so finden können, wie bei Dir, mein Kind."

Und nach diesem zweiten Erguß von Beredsamkeit küßte die Gräfin ihre Tochter nochmals.

Und auf diese Weise beglückwünschte sie in diesem Augenblick die Braut des künftigen Sir Herbert Fitzgerald, und dann erlaubte sie Clara, in ihr Zimmer hinaufzugehen und dort ruhig über Das nachzudenken, was sie gethan und was sie zu thun im Begriff stand.

Zu einer späten Stunde des Abends aber hob Lady Desmond, die jetzt an gar Nichts Anderes denken konnte, wieder im triumphirenden Tone an:

„Du mußt morgen an Patrick schreiben, Clara. Er darf die frohe Nachricht von Niemanden erfahren, als von Dir selbst.“

„Aber würden wir nicht wohlthun, wenn wir noch ein Wenig warteten, Mama?“

„Warum, liebe Tochter? Du weißt kaum, wie besorgt Dein Bruder um Dein Wohlergehen ist.“

„Ich hielt es allerdings für meine Pflicht, es Dir zu sagen, Mama —“

„Es mir zu sagen? Das wollte ich meinen. Dein kindliches Herz würde Dir nicht erlaubt haben, es mir auch nur einen halben Tag lang zu verschweigen.“

„Vielleicht aber wird es dennoch besser sein,

wenn wir Nichts weiter davon erwähnen, als bis wir wissen —"

„Was denn?" fragte die Gräfin mit einem Blick, welcher einen gewissen Grad von Furcht verrieth.

„Ob Sir Thomas und Lady Fitzgerald es wünschen. Wenn diese vielleicht Einwendungen dagegen erheben —"

„Einwendungen? Warum sollten sie Einwendungen erheben? Wie könnten sie Das? Es sind ja keine hab- oder geldgierigen Leute, und Du bist die Tochter eines Grafen. Uebrigens ist Herbert ja auch kein Mädchen. Das Familienbesitzthum gehört ihm; es kann ihm nicht entzogen werden, und er kann handeln, wie ihm beliebt."

„Aber ich wünschte selbst nicht, daß er in einer solchen Angelegenheit den Wünschen seines Vaters oder seiner Mutter entgegenhandelte."

„Ach, wie Du doch schwatzest, liebe Clara! Du verstehst, wie es scheint, nicht den Unterschied zwischen einem jungen Mann und einem Mädchen. Er hat das Recht, in einer solchen Angelegenheit genau so zu handeln, wie es ihm beliebt. Uebrigens aber bin ich auch vollkommen überzeugt, daß seine Eltern Nichts dagegen einwenden werden. Warum sollten sie auch? Wie könnten sie es?"

„Herbert sagte allerdings selbst, daß seine Eltern keine Einwendungen machen würden," gab Clara fast widerstrebend zu.

„Das versteht sich. Nie habe ich einen Mann gekannt, der in dieser Beziehung glücklicher situirt gewesen wäre. Er ist vollständig Herr seiner Handlungen. Ich glaube nicht, daß seine Eltern Viel sagen würden, wenn er darauf bestände, die Köchin zu heirathen. Nach meiner Ansicht ist auf Schloß Richmond sein Wort das allein entscheidende."

„Gleichviel, Mama. Ich möchte lieber nicht eher an Patrick schreiben, als bis die Sache weiter gediehen ist."

„Da kann ich Dir nicht beistimmen, Clara. Wenn etwas Unangenehmes geschehen sollte, was ganz unmöglich ist, so wäre es absolut nothwendig, daß Dein Bruder es erführe. Glaube mir, liebes Kind, ich rathe Dir nur um Deines eigenen Besten willen."

„Mr. Fitzgerald wird aber wahrscheinlich morgen oder doch übermorgen wieder hier sein."

„Das bezweifle ich nicht, liebes Kind. Aber warum nennst Du ihn Mr. Fitzgerald? Neulich nanntest Du ihn Herbert. Weißt Du nicht mehr, wie ich Dich deßhalb ausschalt? Jetzt werde ich Dich nicht mehr ausschelten."

Clara gab hierauf keine Antwort, und dann ließ man den Gegenstand für diesen Abend ruhen. Clara wollte ihren Geliebten Herbert nennen, sagte sie bei sich selbst, aber nicht in Gegenwart ihrer Mutter. Sie wollte den Gebrauch jenes Namens beibehalten, bis sie mit Emmelinen als Schwester sprechen könnte. Von allen Freuden, auf die sie hoffte, war die, nun eine wirkliche Schwester zu haben, oder mit einer Person, die sie als Schwester lieben und betrachten konnte, über Herbert sprechen zu können, vielleicht die größte. Herbert selbst aber verlangte jedenfalls den Gebrauch seines Taufnamens zum Ergötzen seiner eigenen Ohren, dies verstand sich von selbst, und dies war ohne Zweifel schon geschehen.

Und dann gingen Mutter und Tochter zu Bett. Erstere fühlte sich glücklich bis in ihr innerstes Herz. Regte sich vielleicht, ihr selbst halb unbewußt, in ihr die Hoffnung, daß Owen Fitzgerald nun wieder auf Desmond Court empfangen und willkommen geheißen würde, daß nun Etwas gethan werden könnte, um ihn aus dem Pfuhl des Verderbens zu erretten?

Und auch Clara fühlte sich glücklich, obschon ihr Glück kein ungetrübtes war. Sie liebte Herbert wirklich. Davon war sie überzeugt. Sie sagte dies immer und immer wieder zu sich selbst. Ja, sie liebte

ihn und wollte ihn als ihren Herrn und Gemahl lieben und ehren bis zum letzten Tage ihres Lebens, bis zu ihrem letzten Athemzuge.

Aber dennoch sah sie, während der Schlaf sich auf ihr Auge herabsenkte, in ihrer Erinnerung das leuchtende Antlitz jenes andern Liebenden, als er sie zuerst durch das Geständniß seiner Liebe in Ueberraschung und Staunen versetzte, während er an ihrer Seite unter den Ulmen dahinging, und sein Pferd ihm auf dem Fuße folgte.

Viertes Kapitel.

Zweifel.

Ich glaube, es giebt im ganzen Leben keinen Tag, der so glücklich wäre, wie der, wo ein Liebender seine Geliebte nach seinem ersten Erfolge verläßt. Seine Freude ist dann vollkommener, als in dem Augenblick seines ungestümen, feurigen Schwures und ihres halb bejahenden, holden Erröthens.

Von diesem triumphirenden Gefühl war auch Herbert Fitzgerald erfüllt, als er über den Rasenplatz galoppirte und dann die Straße heim nach Schloß Richmond trabte.

Clara war ein Musterbild aller Vorzüge — dies sagte er sich immer und immer wieder — und sie hatte sich bereit erklärt, alle diese Vorzüge ihm zu weihen. Und so trabte er immer schneller und

schneller, als ob er durch Geschicklichkeit und Muth eine halbe Welt erobert hätte.

Clara hatte auch von seinem Cousin Owen gesprochen. Ueberhaupt hatte die Mehrzahl der sanften, wohlklingenden Worte, welche sie in dieser langen, dreistündigen Unterredung gesprochen, sich um diesen speziellen Punkt gedreht. Sie hatte es für ihre Pflicht gehalten, ihm Alles zu sagen, und sie glaubte dies gethan zu haben. Ja, sie hatte es auch wirklich gethan — so viel nämlich in der Kraft ihres Herzens stand.

„Sie waren damals noch so jung," hatte Herbert bemerkt, „so sehr jung!"

„Ja, ich war noch sehr jung und bin auch jetzt noch nicht alt, wie Sie wissen," entgegnete sie, ihn freundlich anlächelnd.

„Nein, nein; aber ein Jahr macht einen großen Unterschied. Sie waren damals fast noch ein Kind. Jetzt lieben Sie ihn also nicht mehr, Clara?"

„Nein, ich liebe ihn jetzt nicht mehr," antwortete sie.

Und dann verlangte er eine zweite, dritte und vierte Versicherung, daß sie ihn, Herbert, wirklich und von ganzem Herzen liebe, ihn, Herbert, anstatt jenes Anderen, des armen Owen, und damit war er, Herbert, zufrieden.

Zufrieden? Nein er war stolz, er triumphirte, er war sich seines Sieges bewußt. Und von diesen Gefühlen beseelt, ritt er nach Hause, so schnell als sein Pferd ihn tragen konnte. Auch er hatte nun Personen zu benachrichtigen, welchen er Gehorsam schuldig war, und sie zu bitten, daß sie seine Verlobte mit Blicken der Liebe und väterlicher Zuneigung betrachteten. Er ward jedoch in dieser Beziehung schwerlich von größern beunruhigt, als Clara gefühlt hatte. Wie hätte auch Jemand Einwendungen gegen seine Clara erheben können?

Es giebt junge Männer, welche in Folge ihrer Stellung im Leben genöthigt sind, auf eine frühzeitige Verehelichung zu verzichten, oder sich eine Frau mit Vermögen zu suchen.

Herbert fühlte sich glücklicherweise in dieser Beziehung nicht beengt. Er konnte heirathen, wen er wollte, dafern seine Auserwählte nur edles Blut, ein gutes Herz, ein sanftes Gemüth und solche Annehmlichkeiten der Person und des Benehmens mitbrachte, daß die Bewohner von Schloß Richmond stolz auf sie sein konnten. Und auf Wen hätten sie stolzer sein können, als auf Lady Clara Desmond?

Und deßhalb ritt er nach Hause, ohne daß seine glückliche Stimmung durch einen Zweifel getrübt worden wäre.

Dabei besaß er auch noch eine Quelle der Freude, welche seiner Verlobten abging. Diese war gegen die Zufriedenheit ihrer Mutter fast gleichgültig, Herbert aber sah den freudigen Liebkosungen und der unbedingten Zustimmung seiner Mutter eben so zuversichtlich entgegen, wie dem gutmüthigen Lächeln und der eifrigen Zustimmung seines Vaters. Clara war auf Schloß Richmond hinreichend bekannt, und Herbert zweifelte daher nicht, daß durch alles Dies der Becher seines Glücks noch versüßt werden würde.

So ritt er in der heitersten, glücklichsten Stimmung, die einem Menschen hienieden beschieden sein kann, rasch in den Stallhof hinein.

Dennoch nahm er sich vor, diesen Abend noch Nichts zu sagen. Er konnte nicht gut von der Sache anfangen, während die ganze Familie beisammen war. Er wollte vielmehr den nächstfolgenden Morgen, gleich nach dem Frühstück, in das Zimmer seines Vaters gehen und dann seine Mutter aufsuchen. Es ließ sich nicht bezweifeln, daß sodann die Neuigkeit sich unter seinen Schwestern und seiner Tante Letty mit wünschenswerther Schnelligkeit weiter verbreiten würde.

„Du kommst abermals gerade in der letzten Minute, Herbert," sagte seine Schwester Mary,

während sie sich vor dem Diner um das Kaminfeuer sammelten.

„Du kannst aber doch nicht sagen, daß ich Euch jemals warten lasse,“ entgegnete er, „und ich glaube, das gereicht einem Manne, der so viel zu thun hat, wie ich, nur zum Lobe.“

„So ist es, Herbert,“ sagte Emmeline. „Wir haben aber auch Etwas gethan. Wir waren drüben in Berryhill, und die Leute haben dort schon angefangen. Sie arbeiteten mit ihren Spitzhacken unter den Felsen am Ufer des Flusses herum.“

„Um so besser. War Mr. Somers dort?“

„Gesehen haben wir ihn nicht, aber dort gewesen war er,“ entgegnete Tante Letty. „Mistreß Townsend aber begegnete uns. Und wer glaubst Du wohl, wer uns auf die freundlichste, leutseligste und herablassendste Weise entgegenkam?“

„Wer? Das weiß ich nicht. Wahrscheinlich Brady, der Maurermeister.“

„Nein, durchaus nicht. Brady war nicht halb so höflich, denn er blieb bei seiner Arbeit, ohne sich sonderlich um uns zu kümmern. — Es war vielmehr der hochwürdige Mr. M'Carthy, wenn Du es nicht übel nimmst.“

„Nun, dann will ich nur hoffen, daß Ihr auch höflich gegen ihn gewesen seid,“ sagte Herbert ein

Wenig erröthend, denn er zweifelte ein Wenig an dem Benehmen seiner Tante gegen den katholischen Geistlichen, besonders da ihre kampflustige protestantische Bundesgenossin, Mistreß Townsend, mit dabei gewesen war.

„Höflich! Ich weiß nicht, was Du damit meinst. Ich hätte ihn wohl umarmen und küssen sollen? Er gab uns Allen nach der Reihe die Hand. Als er an Mistreß Townsend kam, machte ihm diese ein Gesicht, als ob sie ihn lieber in den Fluß geschleudert hätte.“

„Sie war von jeher die Quintessenz der Abgeschmacktheit und des Vorurtheils,“ bemerkte Herbert.

„O, Herbert!“ rief Tante Letty.

„Nun, habe ich vielleicht nicht recht? Wenn Du und Mary und Emmeline nicht Lust hattet, den guten Mann in den Fluß zu schleudern, als er Euch die Hand gab, warum that es dann Mistreß Townsend? Er ist ja sogar nach den Lehrsätzen ihrer eigenen Religion ein geweihter Priester, aber sie weiß selbst nicht, worin die Lehrsätze ihrer Religion bestehen.“

„Das will ich Dir sagen, lieber Neffe. Sie bestehen in den wirklichen, wahren und heiligen Geboten der auf das Evangelium gegründeten protestantischen Religion. Mistreß Townsend ist

eine ächte Protestantin und haßt die Zauberei des Pastthums."

„Ja, sie haßt sie, wie ein toller Hund das Wasser und auch mit ungefähr demselben Grad von Einsicht. Wir Alle hegen nicht den Wunsch, zu ertrinken, nichtsdestoweniger aber hat das Wasser gewisse gute Eigenschaften."

„Die Papisterei aber hat keine guten Eigenschaften," entgegnete Tante Letty mit ihrer äußersten Energie.

„Wirklich nicht?" sagte Herbert. „Ich sollte meinen, der Glaube an Christum, der Glaube an die Bibel, der Glaube an die Lehre von der Erlösung wären gute Eigenschaften. Selbst die muhammedanische Religion hat einige Eigenschaften, welche gut sind."

„Ich wollte lieber ein Muhammedaner sein, als ein Papist," sagte Tante Letty etwas leichtfertig, aber sehr tapfer.

„Du würdest in einem Harem schon anders denken lernen, und zwar ehe noch eine Woche um wäre," sagte Herbert.

Es erfolgte ein allgemeines Gelächter, in welches Tante Letty selbst mit einstimmte.

„Lieber aber würde ich dorthin gehen, als zur

Ohrenbeichte,“ flüsterte sie Mary zu, während sich Alle auf den Weg nach dem Speisezimmer machten.

„Und wie steht es mit Clara's Arm?“ fragte Mary, sobald sie wieder um das Kaminfeuer versammelt waren.

„Clara's Arm sieht noch sehr blau aus,“ sagte Herbert.

„Und Du hast ihn wohl eine halbe Stunde lang mit Deinen Thränen benetzt?“ fuhr seine Schwester fort.

„Ja wohl — gerade dreißig Minuten.“

„Und was geschah, während Du über den Arm weintest, mit der Hand? Bedankte sie sich mit derselben nicht für einen Beweis von so großer Zärtlichkeit?“

Emmeline war der Meinung, Mary übertreibe ihre scherzhaften Anspielungen ein Wenig, und stand im Begriff, ihr Schweigen zu gebieten. Sie bemerkte jedoch, daß Herbert erröthete und sich ohne weitere Antwort entfernte. Er ging bis an das andere Ende des langen Zimmers und warf sich hier auf ein Sofa.

„Wäre es möglich, daß schon Alles entschieden wäre?“ dachte Emmeline bei sich selbst.

Sie folgte ihm, nahm neben ihm auf dem Sofa Platz und ergriff ihn beim Arme.

„O Herbert," sagte sie, „wenn es Etwas zu erzählen giebt, so sage mir's."

„Etwas zu erzählen?" wiederholte er „Was meinst Du?"

„O Du weißt es schon. Ich liebe Clara so herzlich. Ich werde nie eine Andere so von ganzem Herzen als Dein Weib lieben lernen."

„Was für Gänschen Ihr Mädchen doch seid! Ihr denkt fortwährend an Liebe, Hochzeit und Orangeblüthen."

„Nur um Deinetwillen denke ich daran," sagte Emmeline. „Ich weiß ganz bestimmt, daß Du Etwas zu erzählen hast. Sage mir's, lieber Herbert."

„Morgen wird ein junger unverheiratheter Herzog hier ankommen. Er hat jährlich eine Million zu verzehren, er besitzt drei Grafschaften, er hat blaue Augen und ist der schönste Mann, den man jemals gesehen. Ist das Neuigkeit genug?"

„Ach, Herbert, ich würde Dir Alles sagen."

„Nun, so sage mir Alles."

„Ich weiß, Du liebst Clara Desmond, und eben so bin ich auch überzeugt, daß sie Dich liebt, und ich glaube, Ihr habt einander Euer Wort gegeben, und es ist durchaus nicht recht von Dir, daß Du ein Geheimniß vor mir hast. Ich necke Dich nie-

mals, wie Mary thut, und es würde mich so glücklich machen, wenn ich es wüßte."

Herbert schlang, als sie dies gesagt hatte, seinen Arm um ihren Leib und flüsterte ihr ein einziges Wort in's Ohr. Sie stieß einen Freudenruf aus, und während ihr die Thränen in die Augen traten, wünschte sie ihrem Bruder mit einem Kusse Glück.

„O mein Himmel, wie glücklich bin ich!" rief sie.

„Still! still!" flüsterte er. „Ich dachte mir es aber schon, wie es werden würde, wenn ich es Dir sagte."

„Aber morgen wirst Du es den Andern auch sagen, nicht wahr?"

„Das überlasse nur mir. Du hast mir mein Geheimniß abgeschmeichelt und bist nun verbunden, es auch zu bewahren."

Und mit diesen Worten stand er auf und ging vergnügt hinweg. Die Freude seiner Schwester war die erste Abschlagszahlung auf den Genuß, den er sich von der Eröffnung seines Geheimnisses im Familienkreise versprochen.

Lady Fitzgerald hatte Alles, was vorging, genau beobachtet und schon ihren Irrthum einsehen gelernt — ihren Irrthum, in so fern sie prophezeiet hatte, daß Herbert wahrscheinlich in der nächsten Zeit noch

keinen Heirathsantrag machen werde. Nun wußte sie recht wohl, daß er einen solchen Antrag gemacht und daß derselbe auch angenommen worden.

Und dies erfüllte sie mit Kummer und Befürchtungen. Die wenigen flüchtigen Worte, welche ihr Gemahl über diesen Gegenstand fallen gelassen, hatten sie überzeugt, daß triftige Gründe vorhanden waren, welche es wünschenswerth erscheinen ließen, daß ihr Sohn kein Mädchen ohne Vermögen heirathe. Diese Hindeutung in Verbindung mit andern Dingen, dem Besuch jenes Mannes und der tiefen Niedergeschlagenheit ihres Gatten, hatten sie überzeugt, daß nicht Alles in Ordnung war. Es schwebte irgend ein Unglück über ihnen, und die Geschichte ihres eigenen Lebens war ja geeignet, sie, wenn sie daran dachte, mit Entsetzen zu erfüllen.

Sie hatte innig gewünscht, ihren Sohn in dieser Beziehung zu warnen, ihn wo möglich vor künftiger Täuschung und künftigem Kummer zu bewahren. Aber dies konnte sie nicht thun, ohne gewissermaßen die Zustimmmung ihres Gemahls dazu erhalten zu haben. Sie hatte sich vorgenommen, die Sache mit Sir Thomas zu besprechen. Der Gegenstand war aber ein so peinlicher, und ihr Gemahl war so unwohl, und deßhalb hatte sie es immer und immer wieder verschoben.

Nun aber sah sie, daß das Unheil geschehen war. Nichtsdestoweniger sagte sie weder zu Emmelinen, noch zu Herbert Etwas. Wenn das Unheil ein Mal geschehen war, was konnte es dann nützen, darüber zu sprechen? Ohne Zweifel bekam sie ohnehin bald genug Alles zuhören. Deßhalb blieb sie still sitzen und beobachtete.

Am nächstfolgenden Morgen kam Sir Thomas nicht zum Frühstück heraus. Herbert ging sehr zeitig, wie dies stets seine Gewohnheit war, in sein Zimmer, und als er es verließ, um sich in das Frühstückzimmer zu begeben, sagte er:

„Vater, ich möchte gern eine Sache von Wichtigkeit mit Dir sprechen."

„Ueber eine Sache von Wichtigkeit, Herbert? Was giebt es? Ist etwas Schlimmes vorgefallen?" fragte Sir Thomas, denn er war ängstlich und reizbar.

„O nein, es ist nichts Schlimmes vorgefallen. Das, was ich meine, ist nicht Etwas, was Dir unangenehm sein wird, wenigstens glaube ich es nicht. Es hat aber Zeit damit bis nach dem Frühstück. Sobald dieses vorüber ist, will ich wieder kommen."

Und dies sagend, verließ er mit leichtem Schritt das Zimmer. In dem Frühstückzimmer kam es ihm vor, als ob Alle sich einer wichtigen That-

sache bewußt wären. Der Kuß seiner Mutter war eigenthümlich feierlich und bedeutungsvoll; Tante Letty schmunzelte, als ob sie Etwas wüßte, was mit den protestantischen Lehrsätzen, über welche sie sonst so gern sprach, Nichts zu schaffen hätte, und Mary neckte ihn nicht.

„Emmeline," flüsterte er, „Du hast es gewiß gesagt!"

„Nein, gewiß nicht," antwortete sie. Aber was kam auch darauf an? In wenigen Minuten mußten es doch Alle erfahren. Somit nahm er sein Frühstück zu sich und kehrte dann zu Sir Thomas zurück.

„Vater," sagte er, sobald er in dem Lehnstuhle Platz genommen, in welchem er zu sitzen pflegte, wenn er mit Sir Thomas sprach, „ich hoffe, daß Das, was ich im Begriff stehe, Dir zu sagen, Dir Vergnügen machen wird. Ich habe mich um die Hand einer jungen Dame beworben und ihr Jawort erhalten."

„Du hast Dich um die Hand einer jungen Dame beworben und ihr Jawort erhalten?"

„Ja, Vater."

„Und wer ist diese junge Dame?"

„Lady Clara Desmond. Ich hoffe, Du wirst mit meiner Wahl einverstanden sein. Die junge Dame hat allerdings, wie wir Alle wissen, kein Vermögen, aber dies hat für mich weiter Nichts zu

sagen, und ich glaube, Du wirst zugeben, daß sie in jeder andern Beziehung —"

„Nichts zu wünschen übrig läßt," wollte Herbert sagen, aber er wagte nicht, seine wahre Meinung auszudrücken. Er schwieg einen Augenblick, um ein weniger triumphirendes Wort zu suchen, ließ aber seinen Redesatz ganz unbeendet, als er den Ausdruck in seines Vaters Gesicht sah.

„O Vater, Du willst doch nicht sagen, daß sie Dir nicht gefällt?"

Es war aber nicht Mißfallen, was sich in dem Gesicht des Vaters kundgab, und Herbert fühlte dies sofort. Es war vielmehr Schmerz, Besorgniß und Enttäuschung, ein Blick des Kummers über die ihm auf diese Weise mitgetheilte Nachricht, aber Nichts, was Widerwillen oder Abneigung gegen die Person anzudeuten schien.

„Was ist Dir, Vater?" hob Herbert wieder an. „Warum sprichst Du nicht mit mir? Mißbilligst Du meine Absicht, zu heirathen?"

Sir Thomas mißbilligte allerdings diese Absicht seines Sohnes, aber er hatte nicht den Muth, es zu sagen. Ein großer Theil des Jammers, der bisher über ihn gekommen und der nun auch über Alle, die er so innig liebte, kommen sollte, hatte seinen Grund in diesem Mangel an Muth. Er wagte nicht, sei-

nem Sohne zu sagen, daß er ihm riethe, vor der Hand alle solche Hoffnungen beiseite zu lassen. Es wäre ihm schrecklich gewesen, dies zu sagen, obschon er wußte, daß er, indem er es nicht sagte, Kummer verursachte, der noch schrecklicher war.

Und dennoch sagte er es nicht. Herbert sah deutlich, daß sein Plan seinen Vater unangenehm berührte — der Plan, von welchem er gehofft, er werde mit Freuden begrüßt werden, aber dennoch ward Nichts zu ihm gesagt, was darauf abgezielt hätte, ihn von seinem Vorsatz abzubringen.

„Gefällt Dir Clara nicht?“ fragte er seinen Vater in fast kläglichem Tone.

„O ja, sie gefällt mir, sie gefällt uns Allen — sie gefällt uns sehr, Herbert.“

„Aber warum —“

„Du bist noch so jung, mein Sohn, und Lady Clara ist auch noch so jung und —“

„Und was?“

„Nun, Herbert, es ist selbst für den Sohn eines wohlhabenden Mannes nicht immer räthlich oder thunlich, so frühzeitig zu heirathen. Lady Clara hat kein Vermögen, wie Du weißt.“

„Nein, das hat sie nicht,“ antwortete der junge Mann stolz, „aber es ist auch nie meine Absicht gewesen, nach Geld zu heirathen.“

„In Deiner Stellung aber ist es sehr wesentlich, wenn ein junger Mann zu heirathen wünscht.“

Herbert hatte seinen Vater stets als einen Mann betrachtet, der die Offenherzigkeit und Uneigennützigkeit fast übertrieb. Gegen ihn, seinen einzigen Sohn, hatte er dies ganz besonders bewiesen und ihm nie Etwas abgeschlagen; ja in der letztern Zeit hatte er ihn in Bezug auf die Bewirthschaftung des Gutes fast ganz nach Belieben schalten und walten lassen. Herbert konnte daher nicht begreifen, wie nun auf ein Mal diese Uneigennützigkeit sich bei einer solchen Gelegenheit in Sparsamkeit und Gewinnsucht verwandeln sollte.

„Du meinst also, Vater, daß ich Lady Clara lieber nicht heirathen sollte?“ sagte Herbert in sehr bitterem Tone.

„Das Mädchen gefällt mir ganz ungemein,“ entgegnete Sir Thomas. „Ich glaube, sie ist ein sehr liebes Kind und Alles, was ich oder Deine Mutter in Deiner Gattin ein Mal zu sehen wünschen könnten, aber —“

„Aber sie ist nicht reich.“

„O sprich nicht in diesem Tone mit mir, mein Sohn,“ sagte Sir Thomas mit einem Ausdruck, welcher seinen Feind, geschweige denn seinen Sohn, zum Mitleid gerührt haben würde. Sein Sohn

bemitleidete ihn auch wirklich und hörte auf, den zornigen Ausdruck des Gesichts zu zeigen, welcher seinen Vater so verletzt hatte.

„Aber, Vater, ich verstehe Dich nicht," hob er wieder an. „Ist wirklich ein triftiger Grund gegen meine Verheirathung vorhanden? Ich bin über zweiundzwanzig Jahre alt, und Du hast, glaube ich, noch jünger geheirathet."

Zur Antwort hierauf seufzte Sir Thomas blos schüchtern und kläglich.

„Wenn Du," fuhr der Sohn fort, „sagen willst, es convenire Dir nicht, mir ein bestimmtes Jahrgeld auszusetzen —"

„Nein, nein, nein! Du hast natürlich Anspruch auf Das, was Du brauchst, und so lange ich es geben kann, sollst Du es haben."

„So lange Du es geben kannst, Vater!"

„So lange es in meinen Kräften steht, meine ich. Was ich wünsche, wünsche ich ja nur für Dich — für Dich und Deine Schwestern."

Herbert saß eine Weile schweigend da und stützte den Kopf auf die Hand. Er wußte, daß irgend ein Unheil vorhanden war, aber er konnte es nicht ergründen. Wäre er klug gewesen, so würde er gefühlt haben, daß seiner Liebe sich ein Hinderniß in den Weg stellte, ein Uebel, welches es ihm geziemte,

zu erörtern, ehe er seiner Liebe gestattete, es zu theilen. Aber wann war wohl ein Liebender jemals klug oder vorsichtig?

„Wir könnten mit hier wohnen; meinst Du nicht auch, Vater? Es wäre kein zweiter Haushalt nothwendig."

„Natürlich würdet Ihr mit hier wohnen," sagte Sir Thomas, begierig, die Sache von einer Seite aufzufassen, die nicht schmerzlich war. „Natürlich würdet Ihr mit hier wohnen. Was dies betrifft, so sollst Du das Haus ganz als das Deine betrachten können, wenn Du es wünschest."

Dagegen aber protestirte Herbert auf's Entschiedenste. Nichts sollte ihn bewegen, sich als den Herrn von Schloß Richmond zu betrachten, so lange sein Vater lebte. Clara — seine Clara — wünschte dies gewiß eben so wenig. Er kannte sie genau, rühmte er sich. Sie würde vollkommen zufrieden sein, mit der ganzen Familie ihres jungen Gatten hier zu leben. War das Haus nicht groß genug? Und wo konnte er überhaupt sonst leben, da ja alle seine Interessen sich ganz natürlich um das Familienbesitzthum drehten.

Und nun gab Sir Thomas seine Einwilligung. Es wäre nicht richtig, wenn wir sagen wollten, sie

sei ihm abgedrungen worden. Er gab sie, in so weit der gegenwärtige Angenblick in Frage kam, ganz bereitwillig, und als die Sache ein Mal entschieden war, versicherte er seinem Sohn, daß er Clara lieben werde, wie seine Tochter. Nichtsdestoweniger —

Der Vater wußte, daß er unrecht gethan, und Herbert wußte, daß auch er selbst nicht recht gehandelt hatte. Er wußte, daß Etwas obwaltete, was er nicht verstand. Er hatte aber ein Mal versprochen, Clara diesen oder den nächstfolgenden Tag wieder zu besuchen, und er konnte sich nicht überwinden, Alles, was er zu ihr gesagt, zu widerrufen. Demzufolge verließ er das Zimmer seines Vaters unzufrieden und mit bekümmertem Herzen. Er hatte erwartet, seine Mittheilung werde auf ganz andere Weise aufgenommen werden; er würde mit frohlockendem Schritt aus dem Zimmer seines Vaters in das seiner Mutter hinaufeilen können und die Neuigkeit, sobald sie ein Mal durch die Zustimmung des Vaters ratificirt wäre, mit lautem, frohem Schalle durch das ganze Haus hallen hören. Und nun war es so ganz anders gekommen! Sein Vater hatte allerdings eingewilligt, aber es war nur zu klar, daß zu einem Triumph durchaus kein Anlaß vorhanden war.

„Nun, Herbert!“ sagte Emmeline, indem sie ihm,

als er auf dem Rückwege aus dem Zimmer seines Vaters ein kleines Hinterstübchen passirte, entgegensprang. Sie hatte berechnet, daß er hier durchkommen würde und daß sie auf diese Weise nach Beendung der Unterredung das erste Wort von ihm erhaschen könnte.

Seine Stirn war aber finster und seine Augen blickten mißvergnügt. Es war an ihm keine Spur von jenem heitern Lächeln befriedigten Stolzes zu sehen, womit sie gehofft, daß er ihrem Gruß begegnen würde.

„Was ist Dir, Herbert?“ sagte sie. „Hat Papa Dir seine Einwilligung versagt?“

„Laß das jetzt gut sein. Wie es scheint, kann ich Dir niemals begreiflich machen, daß der Mensch nicht fortwährend zum Scherzen aufgelegt sein kann.“

Und mit diesen Worten schob er sie auf die Seite und ging seines Weges weiter.

Zum Scherzen! Das war in der That hart gegen die arme Emmeline, der es nicht einfiel, scherzen zu wollen, deren Gedanken so erfüllt von ihm waren, deren Herz so warm für seine Geliebte schlug!

Sie sagte aber Nichts, sondern trat schüchtern zurück und verschwand ihm aus dem Wege. War es möglich, daß ihr Vater sich geweigert hatte,

Lady Clara Desmond als seine Schwiegertochter zu empfangen?

Herbert begab sich in ein ihm gehöriges kleines Zimmer, wo er sicher sein konnte, eine halbe Stunde lang ungestört zu bleiben. Er wollte natürlich zu seiner Mutter gehen, aber nicht sofort. Er wollte sich die Sache überlegen und zu ermitteln suchen, was es eigentlich war, was das Benehmen und die Worte seines Vaters ihm so peinlich gemacht hatte.

Aber er konnte seine Gedanken nicht in das rechte Gleis bringen. Er wollte über die Umstände seines Vaters nachdenken, aber seine Gedanken wendeten sich Clara Desmond und ihren Vorzügen zu. Obschon er daher eine halbe Stunde lang mit dem Rücken gegen das Feuer gekehrt und die Hände in den Taschen haltend dastand, so nützten ihm doch alle seine Betrachtungen Nichts, oder sie schadeten ihm vielmehr, weil er auf diese Weise nur zu dem desto festern Entschluß gelangte, auf dem ein Mal betretenen Wege weiter zu wandeln. Und dann ging er zu seiner Mutter.

Sie küßte ihn und sprach sehr zärtlich, ja liebreich über Clara, aber selbst sie, selbst seine Mutter, sprach nicht in freudigem Tone und auch sie erwähnte Etwas von der Schwierigkeit, für einen

verheiratheten Sohn die erforderlichen Subsistenz-
mittel zu beschaffen.

Herbert konnte nun nicht länger an sich halten,
sondern brach in etwas lautem Tone los:

„Aber ich begreife dies Alles nicht, Mutter.
Wenn Du oder Papa irgend einen Grund wißt, aus
welchem ich anders zu behandeln bin, als andere
Söhne, so solltet Ihr es mir sagen, anstatt mich im
Dunkeln tappen zu lassen.“

„Aber, mein Sohn,“ entgegnete seine Mutter,
„wir sind Beide der Ansicht, daß nie ein Sohn
größeren Anspruch auf eine rücksichtsvolle und frei-
gebige Behandlung gehabt habe, als Du.“

„Nun, warum macht Ihr dann solche Schwie-
rigkeiten wegen meiner Verheirathung? Oder wenn
Ihr mich so viel hören laßt, warum laßt Ihr mich
nicht noch mehr hören? Ich glaube so ziemlich genau
zu wissen, wie viel das Einkommen meines Vaters
beträgt.“

„Wenn Du es nicht weißt, so brauchst Du ihn
blos zu fragen, und er wird es Dir sagen.“

„Und ich weiß, daß ich der Erbe unseres Ver-
mögens bin, mag es sein so groß oder so klein, als
es wolle. Unter diesen Umständen kann ich nicht
begreifen, warum Papa und Du mein Heiraths-
project mit scheelen Blicken betrachtet.“

„Mit scheelen Blicken, Herbert?"

„Nun, ist es nicht der Fall? Sagst Du mir nicht, daß kein Einkommen für mich da sei? Wenn dem so ist, wenn unser Vermögen wirklich so zusammengeschrumpft, oder vielleicht —"

„O, Herbert, nie hat es ein Vater gegeben, der weniger als der Deinige geneigt gewesen wäre, das Erbe seines Sohnes zu schmälern."

„Das meine ich nicht, Mutter. Mag er damit thun, was er will — ich würde ihm darüber keine Vorwürfe machen — nicht ein Mal in Gedanken. Wenn aber Schulden da sind, wenn das Vermögen zusammengeschmolzen ist, wenn für mich Grund vorhanden ist, mich in Bezug auf Geld nicht als ganz frei von Beschränkungen zu betrachten, so sollte er es mir sagen. Ich habe mir keine kostspieligen Neigungen oder Geschmacksrichtungen zum Vorwurf zu machen."

„Aber, bester Herbert, dessen beschuldigt Dich ja auch Niemand."

„Ich wünsche aber zu heirathen, ich habe bereits mein Wort gegeben und werde es nicht brechen, wenn mir nicht gezeigt wird, daß die Ehre von mir verlangt, es zu thun. Dann allerdings —"

„O, Herbert, ich weiß nicht, was Du damit sagen willst."

„Ich will damit sagen, daß ich erwarte, man werde Clara als mein Weib mit offenen Armen empfangen."

„Und das wird man auch, sobald sie kommt."

„Oder daß man mir den Grund nennt, aus welchem man wünscht, daß sie nicht komme. Was mein jährliches Einkommen betrifft, so muß wohl Etwas in dieser Beziehung geschehen. Wenn die zu unserer Verfügung stehenden Mittel geringer sind, als ich gelehrt worden bin zu glauben, so werde ich mich dennoch auf keinen Fall beklagen. Indessen können dieselben, glaube ich, doch nicht so gering sein, daß ich mich dadurch veranlaßt sehen müßte, mein Heirathsproject aufzugeben."

„Dein Vater ist krank, wie Du weißt, und man kann gegenwärtig nicht recht ausführlich mit ihm über solche Dinge sprechen."

„Dann will ich mit Somers sprechen. Dieser muß auf jeden Fall wissen, wie es mit unserem Familienbesitzthum steht, und ich glaube, er wird nicht zögern, es mir zu sagen."

„Ich glaube nicht, daß Somers Dir Etwas sagen kann."

„Aber was ist es denn? Was das Besitzthum in London betrifft, so ist es damit Larifari. Wenn es nun auch ganz verloren wäre, was wäre das

weiter? Es ist möglich, daß mein Vater den Verlust sich zu Gemüthe genommen hat, aber wenn dies der Fall ist, so handelt es sich um eine Monomanie."

„O, mein Sohn, gebrauche nicht ein solches Wort!"

„Du weißt, was ich meine, Mutter. Wenn irgend ein Zweifel in Bezug auf jene Besitzung diese Niedergeschlagenheit meines Vaters hervorgerufen hat, so beweis't dies klar, daß, wenn es auch unsere Pflicht ist, den Gemüthszustand meines Vaters zu respectiren, wir doch durchaus nicht verbunden sind, ihn zu theilen. Was käme weiter darauf an, wenn auch jenes Grundstück in London von der Themse hinweggespült würde? Es ist noch mehr als genug für uns Alle da, wenn nicht —"

„Ach, Herbert, das ist es eben."

„Dann gehe ich zu Somers, und er soll es mir sagen. Wenn das Vermögen meines Vaters in dieser Richtung gefährdet oder benachtheiligt worden ist, so kann es nicht ohne Somers' Kenntniß geschehen sein, und er soll mir darüber Aufschluß geben."

„Wenn er Etwas weiß, so wird er es Dir allerdings sagen."

„Und wenn er Nichts weiß, so kann ich dies Alles nur als eine Krankheit auf Seiten meines

armen Vaters betrachten. Ich will Alles thun, was ihm zum Trost und zur Linderung gereichen kann, aber es wäre Wahnsinn, wenn ich mein ganzes Lebensglück zertrümmern wollte, weil er in Täuschungen befangen ist."

Lady Fitzgerald wußte nicht, was sie weiter sagen sollte. Sie glaubte zur Hälfte selbst, daß ihr Gatte in gewissen Täuschungen befangen sei, aber zur andern Hälfte glaubte sie auch, er habe einen furchtbar wirklichen Kummer auf dem Herzen, der durchaus nicht dem Bereich der Täuschungen entstamme. Welchen Rath sollte sie unter diesen Umständen ihrem Sohne geben? — Anstatt ihm einen Rath zu geben, liebkos'te sie ihn.

„Aber ich kann wohl von Dir verlangen, Mutter, daß, wenn Somers mir Nichts sagt, was mich veranlaßt, mein Clara gegebenes Wort wieder zurückzunehmen, Du sie als Deine Tochter empfängst. Nicht wahr, das versprichst Du mir?"

Lady Fitzgerald versprach es ihm warm und innig. Sie versicherte ihm, daß sie Clara Desmond schon herzlich lieb habe, daß sie sich freuen würde, sie zur Schwiegertochter zu bekommen, und daß sie zu ihr gehen würde, um sie als solche zu bewillkommnen, sobald ihr Sohn es ihr heißen würde.

Durch diese Versicherungen ward Herbert einiger-

maßen zufriedengestellt und machte sich sofort auf den Weg um Mr. Somers aufzusuchen.

Mr. Somers war der sogenannte Agent oder Administrator von Schloß Richmond, und da er von allen durch ihn erhobenen Pacht- und Grundzinsen fünf Procent für sich behielt und auch noch einige andere kleinere Besitzungen in der Nachbarschaft zu verwalten hatte, so erfreute er sich eines ganz hübschen Einkommens. Er besaß auch ein sehr hübsches Haus auf dem zum Schloß gehörigen Grund und Boden und stand, im Ganzen genommen, in gutem Ansehen — vielleicht mehr als Sir Thomas selbst. In dieser Beziehung war es jedoch wahrscheinlich, daß Herbert bald den ersten Rang behaupten würde.

Er war ein großer, starker Mann von imponirendem Aeußern und stets sehr geschäftig, als ob er wüßte, daß er eins der wichtigen Räder war, welche die irische Uhr im Gange erhielten. In der Hauptsache aber war er ehrlich, hatte ein gutes Herz, war gegen seine Patrone treu wie Gold und immer auf guter Laune, so lange man ihm nämlich den Willen that.

In der letztern Zeit hatte er es ein Wenig unliebsam vermerkt, daß Herbert sich in Dies oder Jenes mischte, und war sogar so weit gegangen, zu sagen,

daß nach seinem bescheidenen Dafürhalten Mr. Fitzgerald sehr unrecht daran thue, so oder so zu handeln. Gewöhnlich aber nannte er ihn „Herbert," war stets freundlich gegen ihn und ihm mit herzlicher Liebe zugethan. Dies verstand sich aber eigentlich von selbst, denn er war schon Agent von Schloß Richmond gewesen, ehe noch Herbert geboren war.

Herbert ritt unmittelbar nach der Unterredung mit seiner Mutter hinüber nach Mr. Somers' Haus, und traf ihn allein in seiner Schreibstube sitzend. Er ging sofort auf den Gegenstand ein, der ihn hierher führte, indem er sagte:

„Mr. Somers, ich komme, um eine Frage wegen unseres Familienbesitzthums an Sie zu richten."

„Wegen Ihres Familienbesitzthums?" fragte Mr. Somers, durch die Art und Weise des jungen Mannes ein Wenig überrascht.

„Ja, Sie wissen, in welchem Zustande mein armer Vater sich jetzt befindet."

„Ja, ich weiß, daß Sir Thomas jetzt nicht wohl ist. Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß ich dies schon seit ziemlich langer Zeit bemerkt habe."

„Es nagt Etwas an seiner Gemüthsruhe."

„Das fürchte ich auch, lieber Herbert."

„Nun dann sagen Sie mir offen, Mr. Somers, wissen Sie, was es ist?"

„Nein, ich weiß es durchaus nicht. Ich habe keine Idee davon und überhaupt auch noch keine davon gehabt. Ich wüßte nicht, was ihm Unruhe machen könnte.“

„Es walten doch wegen des Besitzthums keine Mißlichkeiten ob?“

„So viel ich weiß, nicht.“

„Wer hat denn die Besitzurkunden?“

„Die liegen in Coutts's Büreau.“

„Wissen Sie das gewiß?“

„Nun, so gewiß, als man Etwas wissen kann, was man nicht sieht. Gesehen habe ich diese Papiere dort nicht, ja ich habe sie überhaupt niemals gesehen, aber ich bezweifle durchaus nicht, daß sie sich in der Verwahrung des genannten Bankiers befinden.“

„Haften viel Schulden auf dem Besitzthum?“

„Nein, sehr wenig. Keine Herrschaft in der ganzen Grafschaft Cork hat deren weniger. Miß Letty hat ihre Rente und als Poulnasherry — das Grundstück dicht neben Berryhill — angekauft ward, blieb ein Theil des Kaufgebots als Hypothek stehen. Dies steht auch jetzt noch darauf, aber die Zinsen betragen nicht ganz hundert Pfund jährlich.

„Und das ist Alles?“

„Ja, so viel ich weiß.“

„Könnten noch andere Schulden darauf haften, von welchen Sie Nichts wüßten?“

„Das glaube ich nicht. Ich glaube, es wäre unmöglich. Ihr Vater ist weniger als sonst Jemand der Mann, der seine Güter ohne Vorwissen seines Agenten belastete und die Zinsen heimlich bezahlte.“

„Aber was ist es dann, Mr. Somers?“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete der Agent und fuhr dann nach einer kurzen Pause fort: „Sie haben wohl von dem Besuch gehört, den Ihr Vater kürzlich von einem Unbekannten erhielt?“

„Ja, davon habe ich gehört.“

„Die Leute hier herum reden Allerlei davon. Der Unbekannte hält sich jetzt noch zugleich mit einem jüngeren Manne in Cork auf und wohnt in einem kleinen Gasthause der südlichen Hauptstraße. Der jüngere Mann ist zwei Mal in hiesiger Gegend gesehen worden.“

„Aber was kann das zu bedeuten haben?“

„Das weiß ich nicht. Ich sage Ihnen blos Alles, was ich weiß.“

Herbert ließ sich von Mr. Somers versprechen, ihm auch noch ferner Alles mitzutheilen, was er erführe, und ritt dann nach Schloß Richmond zurück.

„Es kann hier nichts Anderes, als eine Täuschung zu Grunde liegen,“ sagte er bei sich selbst und kam zu dem Schluß, daß kein gültiger Grund vorhanden sei, Clara durch Erwähnung dieses Umstandes zu beunruhigen.

Fünftes Kapitel.

Mr. Mollett kehrt in sein Gasthaus zurück.

Ich muß nun meine Leser wieder nach jenem eben nicht einladenden Gasthause in der großen Südstraße von Cork zurückführen, wo Mr. Matthew Mollett und sein Sohn Abraham gegenwärtig ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten.

Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß Mr. Matthew Mollett der Gentleman war, welcher jenen räthselhaften Besuch in Schloß Richmond machte und das ganze Hauspersonal in Aufregung versetzte.

„Verwünscht!" sagte Mistreß Jones, die alte Dienerin, an jenem Tage bei sich selbst, sobald sie sich wieder in der Einsamkeit ihres Zimmers befand, nachdem sie sich Mr. Mollett in der Hausflur genau angesehen. Sie setzte sich mitten in ihrem Zimmer

auf einen niedrigen Stuhl, legte die Hände auf die Kniee, seufzte tief auf und sagte noch ein Mal: „Verwünscht!"

Nachdem sie etwa fünf Minuten lang nachgedacht, fuhr sie fort:

„Es ist ganz derselbe Mann — das ist so gewiß, als nur Etwas sein kann. Indessen will ich keinem Menschen Etwas davon sagen. Blos der Herrin will ich sagen, daß es derselbe Mann ist, welcher uns damals in Wales aufsuchte."

Und somit sagte sie dies ihrer Herrin, wie wir bereits wissen.

Mr. Mollett hatte die Reise von Cork nach Schloß Richmond in einem jener herrlichen irischen Fuhrwerke gemacht, welche man bedeckte Karren nennt. Ein solcher bedeckter Karren geht auf zwei Rädern, und das Einsteigen geschieht von hinten. Der Sitzplatz ist seitwärts angebracht, so daß man fast stets ein zerbrochenes Fenster auf der einen und eine defecte Thür auf der andern Seite hat, und auf diese Weise in einem Luftzuge sitzt, der besonders im Winter diesem Transportmittel einen ganz besondern Reiz verleiht.

Die Reise von Schloß Richmond nach Cork führt über die Boggeragh-Berge, beträgt über zwanzig irische Meilen, und die Straße ist niemals sehr

gut. Mr. Mollett mußte daher auf seiner Rückreise volle fünf Stunden in dem bedeckten Karren zubringen, und da er ein Mal in Kankurk eingekehrt war, um Vesperbrot zu essen, womit er sich nicht sonderlich beeilt hatte, so war es sehr finster und sehr kalt, als er endlich wieder in seiner Herberge zu Cork eintraf.

Ich glaube es schon erwähnt zu haben, daß Mr. Mollett sen. nicht geradezu ein Trunkenbold war, nichtsdestoweniger aber hatte er bei kalter Witterung gegen geistige Getränke keine Abneigung und war daher auch auf dieser Reise bemüht gewesen, sich ein oder zwei Mal durch ein Glas oder einige Gläser Whisky zu erwärmen.

Es giebt Leute, welche nicht geradezu betrunken, aber sehr mürrisch und unangenehm werden, wenn sie mehr trinken, als ihnen gut ist, und zu diesen gehörte Mr Mollett. In Folge der kalten Luft, des Whisky und der beschwerlichen Fahrt auf der holperigen Straße war Mr. Mollett auf sehr übler Laune, als er das Kanturk-Hotel erreichte, und fluchte und schimpfte auf den Fuhrmann, anstatt ihm das erwartete Trinkgeld zu geben.

„Ich will morgen wiederkommen," sagte der Kutscher.

„Ihr könnt Euch morgen oder auch heute noch

zum Teufel scheeren," antwortete Mr. Mollett, und dies war die erste Andeutung seiner Rückkehr, welche an das Ohr seines harrenden Sohnes schlug.

„Da kommt der Alte!" sagte Aby, der eben mit Miß O'Dwyer in der Schenkstube liebelte. „Es scheint ihm Etwas in die Quere gekommen zu sein."

Miß O'Dwyer's Reize hatten auf Mr. Abraham Mollett einen Eindruck gemacht, der als ein gefährlicher betrachtet werden mußte, wenn man bedenkt, daß dieser Gentleman, wie wir wissen, eine junge Dame von weit vornehmerem Range zu heirathen gedachte. Der Wein aber, oder was er sonst getrunken haben mochte, hatte ihn seine sonstige Klugheit vergessen lassen und seine Liebe zu der liebenswürdigen Fanny noch mehr angefeuert.

„Ach, gehen Sie doch, Mr. Aby," sagte sie zu ihm einige Minuten bevor der „bedeckte Karren" vor dem Gasthause Halt machte. „Es ist doch nicht Ihr Ernst."

„Ja wohl ist es mein Ernst, Fanny. Dieses Getränk soll sich für mich in Gift verwandeln, wenn ich nicht die Wahrheit spreche. Mein Alter und ich wir haben hier ein Geschäft zu besorgen, dessen Abschluß sich noch einige Wochen hinziehen kann; sobald dieser Abschluß aber erfolgt ist, brauchen Sie blos ein Wort zu sagen, und ich mache Sie zu

Mistreß Mollett. Ist das nicht offen und ehrlich gesprochen?"

„Aber, Mr. Aby" —

„Ach, lassen Sie doch den Mister weg, Fanny! — wir sind ja Freunde."

„Nun, ich kann Sie doch nicht schlechtweg Aby nennen?"

„Versuchen Sie es nur!"

„Nun gut denn, Aby. Sagen Sie mir, was ist es denn für ein Geschäft, das Sie und Ihr Vater in Kanturk vorhaben?"

Abraham Mollett legte den Finger an die Nase und blinzelte mit dem Auge.

„Wenn Sie mich so lieb haben, wie Sie mir fortwährend versichern, so werden Sie mir diese kleine Frage gewiß beantworten."

„Das ist aber Geschäftssache, Fanny, und Geschäft und Liebe amalgamiren sich nicht wie Whisky und Zucker."

„Nun dann will ich Ihnen Etwas sagen, Mr. Aby. Ich mag Nichts mit einem Manne zu schaffen haben, der mir seine Zuneigung nicht dadurch beweis't, daß er mir seine Geheimnisse mittheilt."

„Na, nur nicht gleich so kurz angebunden, liebe Fanny!"

„Wahrscheinlich glauben Sie, ich könne ein

Geheimniß nicht bewahren. Sie glauben, ich würde es meinem Vater sagen."

„Nun, es handelt sich um eine Summe Geldes, die mein Vater dort zu fordern hat."

„Von wem denn?"

„Er erwartet sie von einem der Fitzgeralds zu bekommen."

Indem Mr. Abraham Mollett dies sagte, setzte er nicht alle Klugheit aus den Augen. Er wußte recht wohl, daß der Kutscher und andere Leute wissen würden, daß sein Vater in Schloß Richmond gewesen, und überdies war es auch mehr als wahrscheinlich, daß entweder er oder sein Vater noch fernerweite Besuche dort zu machen haben würden. Er hatte sich ohnehin schon fast vorgenommen, selbst zu dem alten Baronet zu gehen. Unter diesen Umständen konnte es räthlich erscheinen, einen Vorwand für diese Besuche anzugeben.

„Von welchem Fitzgerald denn, Mr. Aby? Von dem jungen Mann in Hap House?"

„In Hap House? Von einem solchen Ort habe ich noch nie Etwas gehört. Die Leute, mit denen wir Etwas zu thun haben, wohnen in Schloß Richmond."

„Ah! Wenn Mr. Mollett dort Geld zu fordern

hat, dann hat es keine Noth. Sir Thomas gehört zu den reichsten Leuten in unserer Gegend."

„Und wer ist denn der andere Fitzgerald, von dem Sie sprachen? Wie hieß seine Besitzung?"

„Hap House. Mr. Fitzgerald von Hap House ist ein flotter junger Mann — nur sagt man, er lebe ein wenig zu flott. Er ist dabei, wenigstens nach meiner Ansicht, der schönste Mann, den man in der ganzen Grafschaft Cork sehen kann."

„Er ist wohl eine Flamme von Ihnen, Fanny?"

„Ich weiß nicht, was Sie unter einer Flamme verstehen. Es giebt aber in ganz Cork kein Mädchen, welches ihn nicht gern sähe. Man sagt, er würde gern Lady Clara Desmond heirathen, aber es sei kein Geld da."

„Und wie ist er mit jenen andern Fitzgeralds verwandt?"

„Sie sind Cousins, wenn auch weitläufig, und wenn dem jungen Herbert Etwas zustoßen sollte, so wäre er der Erbe von Schloß Richmond."

„Wirklich?"

„Ja, die Leute sagen so."

„Und dieser Mr. Herbert, von dem Sie so eben sprachen, ist wohl der Sohn des alten Kauzes auf Schloß Richmond?"

„Ja wohl."

„Und wenn er gleichsam nicht da oder zum Beispiel gar nicht seines Vaters Sohn wäre, dann fiele das ganze Besitzthum dem schönen Herrn von Hap House zu, nicht wahr?"

„Ja wohl — Schloß, Titel, Grundstücke und Alles."

„Hm!" sagte Mr. Abraham Mollett und begann wieder seine Aussichten zu berechnen. „Vielleicht war dieser schöne junge Mann, der gegenwärtig zu arm war, um seine vornehme Geliebte zu heirathen, freigebiger, und ließ eher mit sich handeln. Jede Unterhandlung mit ihm aber hätte freilich die Henne, welche die goldnen Eier legte, sofort getödtet. Es kam Alles auf die Größe des einen Eies an, welches man gegenwärtig auszupressen im Begriff stand.

Mr. Abraham Mollett war überzeugt, daß es für ihn jedenfalls gut sei, dieses Familienarrangement der Fitzgeralds zu kennen, aber er war eben so überzeugt, daß es vor der Hand keineswegs nothwendig sein würde, seinen Vater davon zu unterrichten. Er merkte es sich blos und betrachtete es als eine Waffe, von der er gelegentlich Gebrauch machen könnte. Vielleicht war es angenehm für ihn, die Bekanntschaft dieses schönen jungen Fitzgerald von Hap House zu machen.

„Und nun, liebe Fanny, geben Sie mir einen Kuß," sagte er aufstehend.

„Nein, daraus wird Nichts," entgegnete Fanny, indem sie sich hinter ihre Flaschen und Gläser verschanzte.

„O, daraus muß Etwas werden!" rief Aby hartnäckig und machte Miene zu einem Angriff auf die zerbrechliche Barricade.

„Ich bitte Sie, Mr. Aby — verhalten Sie sich ruhig!" bat Fanny. „Da drüben steht Tom. Der hat Ohren für Alles und Augen wie eine Katze."

„Ach, was kümmere ich mich um Tom!"

„Und mein Vater könnte hereinkommen. Lassen Sie mich gehen, sage ich Ihnen. Ich will jetzt nicht, Mr. Aby, und Das ist genug. Sie werden die Flasche zerbrechen."

„Verwünscht wäre die Flasche! Nun ist sie schon zerbrochen! — Einen Kuß, Fanny, einen einzigen!"

„Ach, gehen Sie doch! hören Sie? Jetzt kommt Ihr Vater!" rief Fanny und strich, während man Mr. Mollett sen. auf den Kutscher schimpfen hörte, sich die Schürze glatt und beseitigte die Scherben der zerbrochenen Flasche.

„Nun, Vater," sagte Aby, „wie geht's?"

„Wie soll's gehen! Bei Dir freilich geht's gut.

Du kannst den ganzen Abend hier sitzen, Toddy trinken und faullenzen!“

„Aber was soll ich denn sonst machen? Es ist doch besser, ich bleibe hier sitzen, als wenn ich auf den Gassen herumpatschte.“

„Wenn Du dann und wann Etwas arbeitetest, um Dein Brot zu verdienen, so wäre es besser.“

Aby wußte aus Erfahrung, daß sein Vater, so oft er vom Brotverdienen sprach, halb betrunken und auf schlechter Laune war. Er gab daher keine sofortige Antwort auf diese Bemerkung.

„Ihr friert wahrscheinlich, Vater, und werdet wohl thun, wenn Ihr Euch Etwas zu essen geben laßt und eine Tasse Thee trinkt.“

„Und wenn ich mir ein heißes Fußbad mache, mir die Nase mit Talg beschmiere und dann zu Bett gehe, nicht wahr? Miß O'Dwyer, machen Sie mir ein Glas Rumpunsch. Von allen Straßen, die ich gereis't bin, ist dies die längste und beschwerlichste. Ich dachte gar nicht, daß ich lebendig wieder hierher käme.“

Und mit diesen Worten warf er sich in einen Stuhl und stemmte die Füße auf die beiden Feuerböcke.

Auf einem derselben stand ein Kessel, welchen die junge Dame ein Wenig näher in die heißen

Kohlen schob, um zu zeigen, daß das Wasser sieden solle. Während sie dies that, blinzelte ihr Aby über die Schulter seines Vaters hinweg zu, um ihr zu verstehen zu geben, sein Alter sei ein Wenig angerissen, und der Punsch dürfe daher für ihn nicht allzustark gemischt werden. Miß O'Dwyer verstand dies vollkommen.

Man kann sich leicht denken, daß Aby viel daran lag, zu erfahren, was an diesem Tage in der Umgegend von Kanturk geschehen war. Er hatte, wie man sich entsinnen wird, seinem Vater seine Ansichten mitgetheilt, und obschon Mr. Mollett sen. sich nicht vollkommen damit einverstanden erklärt, so hatte er doch zugegeben, daß irgend ein großer Schritt geschehen müsse. Er hatte die Reise unternommen, um diesen großen Schritt zu thun, und Aby war sehr neugierig, zu wissen, wie er gethan worden.

Wenn der Vater und der Sohn Beide nüchtern, oder wenn der Sohn ein Wenig und der Vater ganz betrunken war — ein Fall, der sich auch dann und wann ereignete — so behauptete die Energie des Sohns das Uebergewicht, und es gelang ihm in der Regel, entweder durch Ueberredung oder durch Trotz seinen Vater zu beherrschen. War jedoch Mollett père blos halb betrunken und auf schlechter Laune, so mußte in solchen Augenblicken Mollett fils

sich selbst gestehen, daß mit seinem „Alten“ Nichts anzufangen war.

Letzterer konnte dann auch in der That sehr unangenehm sein, sehr böse, bittere Dinge sagen und einen großen Mangel an väterlichem Gefühl verrathen.

In diesem Zustande schien er, nach Aby's Ansicht jetzt zu sein.

War der ältere Mollet sehr betrunken, so schwatzte er in der Regel Alles aus, was er wußte, und eben um ihn vor diesem Zustande zu bewahren, blieb der Sohn unter den gegenwärtigen Umständen bei dem Vater. Die Gerechtigkeit gegen diesen verlangt, zu erwähnen, daß er seine eigene Schwäche recht wohl kannte und sich deßhalb, seitdem er dieses große diplomatische Geschäft in die Hand genommen, des allzuvielen Trinkens enthalten hatte.

„Ihr müßt aber hungrig sein, Vater — wollt Ihr denn nicht Etwas essen?“ fragte Aby.

„Wünschen Sie vielleicht ein Beefsteak, Mr. Mollet?“ fragte Fanny gastfreundlich, „oder ein gutes Stück Speck mit ein paar Eiern oder dergleichen? Es dauert keine zwei Minuten, wissen Sie.“

„Eure Eier sind faul und schlecht,“ entgegnete

Mr. Mollett, „und was ein Beefsteak betrifft, so glaube ich, es ist in ganz Irland keins zu haben.“

Miß Fanny blinzelte, als sie diese höfliche Entgegnung vernahm, Aby zu, als ob sie sagen wollte:

„Sie sehen, in welchem Zustande er ist!“

„Laßt Euch wenigstens ein Butterbrot und eine Tasse Thee geben, Vater,“ hob der Sohn wieder an.

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich es thue,“ entgegnete der Vater. „Du bist seit einiger Zeit ein ungeheurer Freund von Thee — nämlich für Andere. Ich sehe aber nicht, daß Du selbst viel davon genössest.“

„Eine Tasse Thee ist aber das Erwärmendste nach einer solchen Reise, wie Sie gehabt haben, Mr. Mollett,“ sagte Fanny.

„Sind das wirklich Ihre Ansichten in Bezug auf das Erwärmen, liebes Kind?“ fragte Mr. Mollett sen. „Kommen Sie lieber auf einige Minuten her und setzen Sie sich mir auf's Knie, das würde mich besser erwärmen, als aller Thee in der Welt.“

Aby verrieth durch sein Gesicht, daß diese frivole Aufforderung seines Vaters einen sehr unangenehmen Eindruck auf ihn machte. Fanny dagegen, welche Rücksicht auf das Alter des Mannes und seinen gegenwärtigen Zustand nahm, fand es nicht der Mühe werth, Entrüstung darüber zu erkennen zu

geben, und als später am Abend Aby gegen die Dame seine Meinung hierüber aussprach, sagte sie blos:

„Ach, dummes Zeug, was hat das bei einem alten Manne weiter zu sagen?"

Nach einiger Zeit trat auch Mr. O'Dwyer, der Wirth des Kanturk-Hotels, herein. Er kam seiner Schwester in ihrem Schenkzimmer nur selten zu nahe, und wenn es geschah, so that er es, um ein Glas Punsch zu trinken und zu fragen, wie es in der Wirthschaft ginge.

Er war ein dicker, untersetzter Mann mit gutmüthigem Gesicht, platter Nase und einer großen Vorliebe für Beschäftigung im Pferdestalle. Er war Mitbesitzer des Boten- und Frachtfuhrwerkes zwischen Cork und Kanturk, und außerdem Eigenthümer verschiedener anderer bedeckter und unbedeckter Fuhrwerke, die in den Straßen von Cork Dienst thaten.

„Nun, Mr. Mollett," hob er an, „da sind Sie ja wieder zurück! Wie waren Sie denn mit meinem Fuhrwerk zufrieden?"

„Nicht sonderlich," entgegnete Mr. Mollett; „ich hätte fast besser gethan, wenn ich zu Fuße gegangen wäre. Wie Sir Thomas zu mir sagte" —

„Wie! Sie haben Sir Thomas Fitzgerald gesprochen?" rief Mr. O'Dwyer erstaunt.

Aby stieß seinen Vater mit dem Ellnbogen; Mr. Mollett verstand aber entweder nicht, was dieser Stoß bedeuten sollte, oder er hatte keine Lust, demselben zu gehorchen.

„Ja wohl," entgegnete er. „Warum sollte ich ihn denn nicht gesprochen haben?"

„Nun, man sagt, es sei jetzt sehr schwer, ihn zu sprechen zu bekommen," bemerkte der Wirth. „Er ist schon seit einigen Jahren fortwährend unwohl."

„Wohl oder unwohl, m i ch spricht er jedenfalls, wenn ich so einen weiten Weg deßhalb mache. Das steht außer allem Zweifel; meinst Du nicht auch, Aby?"

„Ich weiß es nicht — ich kenne den Mann nicht," antwortete Aby.

„Wir haben Land von Sir Thomas gepachtet — das heißt ich und mein Bruder Mick — einen bessern Gutsherrn kann man sich nicht denken," entgegnete Mr. O'Dwyer.

„Also Ihr seid auch einer von seinen Pächtern?" sagte Mr. Mollett. „Die Pachtzinsen werden wohl ziemlich pünktlich bezahlt, nicht wahr?"

„Auf den Tag," antwortete Mr. O'Dwyer stolz.

„Nun, was glaubt Ihr aber wohl, wenn" —

Mr. Mollett wollte weiter sprechen, aber Aby unterbrach ihn etwas heftig.

„So haltet doch Euern einfältigen Mund, Ihr alter Schwätzer,“ rief der Sohn, indem er zugleich seinen Vater an der Schulter faßte und ein Wenig schüttelte.

„Wen nennst Du einen alten Schwätzer? Mit Wem wagst Du auf diese Weise zu sprechen, Du unverschämter Naseweis? Ich soll Dich wohl erst um Erlaubniß bitten, wenn ich den Mund aufthun will?“

Aby wußte recht wohl, daß sein Vater in seiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung die Art und Weise, auf welche die Unterbrechung versucht ward, nicht dulden würde. Auch wünschte er nicht, sich mit ihm in Gegenwart des Gastwirths und seiner Tochter zu zanken. Alles aber war besser, als seinem Vater zu gestatten in der Weise, wie er angefangen, fortzusprechen.

„Ihr schwatzt von Dingen, die Ihr nicht versteht, und von Leuten, die Ihr nicht kennt,“ sagte Aby. „Ihr habt unterwegs wahrscheinlich ein Glas zu viel getrunken, und thätet besser, wenn Ihr zu Bett ginget.

Der alte Mollett drehete sich herum, um seinem Sohn einen Schlag zu versetzen, aber selbst in seinem gegenwärtigen Zustand ward er durch Aby's Auge ein Wenig eingeschüchtert. Aby war lebhaft von der

Nothwendigkeit überzeugt, daß sein Vater die größte Umsicht und Klugheit beobachte, obschon er keineswegs im Stande war, selbst klug und umsichtig zu sein.

„Ich spräche von Dingen, die ich nicht verstände?“ hob der alte Mann wieder an. „Was weißt Du denn davon? — Geben Sie mir noch ein Glas Punsch, Fanny.“

Aby's Blick verfehlte aber dennoch seine Wirkung nicht, und obschon Mr. Mollett noch ein fernerweites Stadium der Trunkenheit erreichte, ehe es gelang, ihn zu Bett zu bringen, so sagte er doch Nichts weiter über Sir Thomas Fitzgerald oder seine Geheimnisse in Bezug auf Schloß Richmond.

Nichtsdestoweniger hatte er genug gesagt, um Argwohn zu erwecken. Wenn man Mr. O'Dwyer ansah, so hätte man nicht glauben sollen, daß er ein schlauer Mann sei, der die Welt kenne. Er schien schwer von Begriffen und ungemein phlegmatisch zu sein, bekümmerte sich aber nichtsdestoweniger sehr gern um die Angelegenheiten der Personen, die ihn interessirten, und war auch in der Regel sehr genau davon unterrichtet.

Er war von Kanturk gebürtig, und seine Frau war dies ebenfalls gewesen. Sie war die Schwester des Pater Bernard M'Carthy gewesen und nun seit

zehn Jahren todt. Nichtsdestoweniger aber unterhielt er immer noch seine Verbindung mit der alten Stadt, oder mit seinem Schwager, dem Geistlichen, oder mit den Leuten, die in der Nähe wohnten, besonders mit seinem Gutsherrn Sir Thomas Fitzgerald, von welchem er, wie bereits erwähnt worden, gemeinschaftlich mit seinem Bruder Mick, dem Gastwirth in Kanturk, ein kleines Grundstück gepachtet hatte.

„Was ist denn das für eine Geschichte mit Sir Thomas?" sagte er leise zu seiner Tochter, sobald die Molletts das Zimmer verlassen hatten.

„Ich weiß es selbst nicht recht," sagte Fanny. Sie war eine gute Tochter und liebte ihren Vater, dessen Wirthschaft sie sehr gut führte. Sie war aber mit sich noch nicht einig, ob es ihr conveniren würde, Mistreß Abraham Mollett zu werden, oder nicht. War dies der Fall, so konnte es vielleicht für sie gerathen sein, wenn sie nicht über die Angelegenheiten ihres künftigen Gatten sprach.

„Ist es denn wahr, daß der alte Mollett heute Sir Thomas gesprochen hat?" fragte Mr. O'Dwyer.

„Du hast gehört, was er sagte, Vater, und ich glaube, es ist wahr," antwortete Fanny.

„Und der Sohn ist zwei oder drei Mal in

Kanturk gewesen," fuhr der Gastwirth fort. „Was können solche Leute mit Sir Thomas zu thun haben?"

Fanny konnte hierauf blos entgegnen, sie wisse es nicht, was in der Hauptsache auch gegründet war. Aby hatte allerdings gesagt, sein Vater habe die Reise unternommen, um rückständige Forderungen einzukassiren, aber Fanny glaubte nicht Alles, was Aby sagte.

„Der junge Mann gefällt mir durchaus nicht," fuhr Mr. O'Dwyer fort; „er ist ein garstiger, fauler Bursche, der blos für seinen Bauch sorgt. Auch den Alten kann ich nicht sonderlich leiden."

„Sie verthun aber Beide schönes Geld, Vater," bemerkte die kluge Tochter.

„O, als Gäste sind sie mir sehr willkommen, das versteht sich von selbst; aber höre ein Mal, Fanny, Du hast doch nicht etwa ein Liebesverhältniß mit diesem Aby?"

„Wer? ich? ha! ha! ha!"

„Du kannst leicht lachen, aber vergiß nicht, daß ich meine Einwilligung nimmermehr geben würde. Er ist ein garstiger, fauler Taugenichts und überdies ein Ketzer. Was würde Dein Onkel Bernard sagen?"

„Nun, was Das betrifft, so würde ich, wenn

mir der junge Mann sonst gefiele, Onkel Bernard nicht erst fragen."

„Aber ich will es nicht haben — verstehst Du mich, Fanny?"

„Ach, Vater, was Du doch für Unsinn sprichst! Wer denkt denn an den jungen Mann? Er kommt hierher, um zu essen und zu trinken, und ich glaube, das steht ihm ebenso frei, wie jedem Andern."

Und mit diesen Worten warf Fanny den Kopf in die Höhe und begann mit etwas würdevoller, beleidigter Miene ihre Gläser zu wischen.

Mr. O'Dwyer fuhr fort, seine Pfeife zu rauchen und seinen Betrachtungen nachzuhängen.

„Die Leutchen führen nichts Gutes im Schilde — davon bin ich überzeugt."

Mit diesen Worten meinte er mehr das Thun und Treiben der Molletts in Kanturk, als das Liebesverhältniß, welches vielleicht zwischen dem jungen Manne und seiner Tochter bestand.

Am nächstfolgenden Morgen erwachte Mr. Mollett sen. mit fürchterlichen Kopfschmerzen. Sein Sohn Aby bekam, wenn er zu viel trank, keine Kopfschmerzen, aber seine Augen waren mit Blut unterlaufen, seine Wangen aufgedunsen und seine Hand zitterte. Sein Vater dagegen konnte, wenn er ein Mal in dieser Beziehung ausgeschweift hatte, den

Kopf nicht emporrichten. War dies aber vorüber, so schienen auch alle andern schlimmen Folgen seiner Unklugheit entschwunden zu sein.

Es war ungefähr Mittag, als Aby am Bett seines Vaters saß. Bis dahin war es ihm schlechterdings unmöglich gewesen, ihn zu bewegen, ein Wort zu sprechen. Er konnte blos stöhnen, Sodawasser trinken und, wie man zu sagen pflegt, Hundshaare auflegen. Bald nach Mittag aber bewog ihn Aby, ein paar Worte zu sprechen. Die Thür des Zimmers war sorgfältig geschlossen, auf dem kleinen Tische standen Sodawasserflaschen und einige Gläser mit Branntweinneigen umher. Aby selbst hatte eine Cigarre im Munde, und auf dem Fußboden nahe am Fuße des Bettes stand ein Teller mit einem fetten, talgigen Hammelcotelett; denn Aby hatte sich vergebens bemüht, seinen Vater zu bewegen, die erschöpfte Natur durch Essen zu stärken. Das Aussehen des Zimmers und die darin herrschende Luft wäre wählerischen Personen nicht angenehm gewesen. Die Molletts waren aber nicht wählerisch.

„Also, Ihr habt Sir Thomas gesprochen?“ hob Aby wieder an.

„Ja, ich habe ihn gesprochen,“ antwortete der Vater. „Es wäre mir aber lieb, Aby, wenn Du mich noch eine Stunde ruhig liegen ließest. Dann

wird mir wieder besser sein. Das Stoßen des verwünschten Wagens hat mir fast den Kopf zerschellt."

Aby war aber keineswegs geneigt, so barmherzig zu sein. Es war höchst wahrscheinlich, daß er seinen Vater in seinem gegenwärtigen schwachen Zustande weit besser aushorchen könnte, als zu einer spätern Stunde des Nachmittags. Deßhalb fuhr er hartnäckig fort:

„Aber, Vater, es ist gar so nothwendig, daß wir wissen, woran wir sind. Sahest Du außer Sir Thomas selbst noch Jemanden?"

„Ich sah sie Alle, glaube ich, außer ihr. Man sagte mir, des Vormittags käme sie niemals zum Vorschein, aber ich wollte darauf wetten, daß ich durch eine geöffnete Thür hindurch den Saum ihres Gewandes gesehen hätte. Ich gestehe Dir, Aby, ich könnte es nicht über's Herz bringen."

„Vielleicht ist es im Grunde genommen doch besser, Vater, wenn ich die Sache in die Hand nehme."

„Ich glaube, es wird nicht viel mehr in die Hand zu nehmen sein. Aber verlaß mich jetzt, Aby. In einer Stunde stehe ich auf, und dann wollen wir die Sache ausführlich besprechen."

„Ach, wenn Ihr in's Freie herauskommt und Euch erholen wollt, so möchte ich Euch dann nicht

gern mit Geschäftsangelegenheiten beschwerlich fallen," sagte Aby. „Ihr könnt Euch ja kurz fassen und in zehn Minuten mir Alles gesagt haben. Also, wie fingt Ihr mit Sir Thomas an?"

Und Aby ging, indem er dies sagte, nach der Thür, öffnete sie sehr behutsam und überzeugte sich, daß Niemand auf dem Vorplatz horchte.

Mr. Mollett seufzte, aber er wußte, daß er nicht loskommen würde.

„Was sagtest Du, Aby?" fragte er.

„Wie fingt Ihr mit Sir Thomas an."

„Wie ich mit ihm anfing? — Nun, ich sagte ihm, wer ich wäre, und dann wendete er sich ab und schaute in das Kaminfeuer, und ich glaubte, er würde ohnmächtig werden."

„Wahrscheinlich freute er sich nicht sonderlich, Euch zu sehen."

„Als ich sah, wie ihm zu Muthe war und wie elend er sich zu fühlen schien, war ich nahe daran, wieder fortzugehen und mir fest vorzunehmen, ihn nie wieder zu belästigen."

„Und thatet Ihr es denn?"

„Und blos zu nehmen, was er mir gutwillig geben würde."

„Also das sind Eure Ideen! Dann will ich Euch Etwas sagen: Ich werde die ganze Sache lediglich in

meine Hände nehmen. Ihr seid furchtsam wie ein Hase."

„Du hast gut reden, Aby; Du hast den armen Mann nicht gesehen."

„Glaubt Ihr denn, dies werde einen Unterschied machen? Wenn man Etwas ausführen will, so muß man es ausführen. Das ist meine Ansicht. Glaubt Ihr, ein solcher Mann werde auf diese Weise handeln und dann Nichts dafür bezahlen? Ich möchte wissen, wessen Weib sie ist."

Aby sagte dies in einem Tone beleidigten Gerechtigkeitsgefühls, welcher den Vater fast bewog, die Entrüstung des Sohns zu theilen.

„Nun ich that, was in meinen Kräften stand, obschon der alte Herr sich so jämmerlich geberdete," sagte er.

„Und was stand denn in Euern Kräften? Heraus damit!"

„Nun — ich — ich sagte ihm, wer ich wäre."

„Nun, das verstand er wohl sofort?"

„Ja wohl, und dann sagte ich, ich befände mich jetzt nicht in sonderlich glänzenden Umständen."

„Das hättet Ihr gar nicht sagen sollen. Was geht das ihn an? Was Ihr verlangt, das verlangt Ihr, weil Ihr es fordern könnt. Das ist der Boden, auf den wir uns stellen müssen und auf den ich mich

stellen werde. Von halben Maßregeln soll bei mir keine Rede sein."

„Und dann sagte ich ihm — was wir verabredet hatten, weißt Du."

„Daß wir das Geschäft zu gleichen Theilen machen wollten?"

„Nun, das gerade nicht."

„Aber was zum Teufel sagtet Ihr denn?"

„Nun, ich sagte ihm, daß in Anbetracht des ganzen Besitzthums zwölfhundert Pfund nicht viel seien."

„Das sollte ich auch nicht meinen."

„Und daß, wenn sein Sohn Alles bekommen sollte" —

„Ein Bastard, wißt Ihr, der den rechtmäßigen Erben um das Seine bringt."

Aus dem Tone zu schließen, in welchem Aby dies sagte, schien er fast zu glauben, er selbst habe ein legitimes Recht, Schloß Richmond mit allem Zubehör zu erben.

„Er muß sich darauf gefaßt machen, gut zu bezahlen," sagte Mollett der Vater.

„Aber sagtet Ihr ihm auch denn, was Ihr unter gut verständet?"

„Nein, in diesem Augenblicke sagte ich es nicht sogleich. Der arme Mann sank mit dem Kopf auf

den Tisch, und ich dachte, es würde aus mit ihm. Der Himmel weiß, was dann vielleicht mit mir geschehen wäre."

„Ach bah! Ihr habt keine Courage, Alter."

„Ich will Dir Etwas sagen, Aby. Ich glaube, mit der Courage ist es bei Dir selbst nicht weit her."

„Nun, das käme auf die Probe an."

„Es ist durchaus nichts Angenehmes, einen alten Herrn in diesem Zustande zu sehen. Was wäre wohl geschehen, wenn es ihm eingefallen wäre, die Klingel zu ziehen und mich von der Polizei festnehmen zu lassen? Hast Du jemals daran gedacht?"

„Dummes Zeug!"

„Nein, es ist kein dummes Zeug. Es kostete ihm blos ein Wort, und ich säße zwischen vier Wänden, aus welchen ich mein Lebtage nicht wieder herauskäme. Aber freilich, was fragst Du darnach?"

Und der arme Mr. Mollett zitterte unter seinem Deckbett, während seine Aufmerksamkeit sich dieser sehr trostlosen Ansicht seiner eigenen Angelegenheiten zuwendete.

„Du sprichst von Courage," hob er wieder an. „Ich muß Dir sagen, Aby, daß ich mich über meine Courage oft selbst wundere."

„Ach, dummes Zeug! Ein Wort von Euch würde ja ihn und sie und den jungen Mann in's Verderben

stürzen. Uebrigens brauchte dieses Wort gar nicht ein Mal von Euch, sondern könnte auch von mir gesprochen werden."

Mr. Mollett zitterte wieder. Er bereuete jetzt, wie er schon zwanzig Mal gethan, daß er seinen Sohn in sein Vertrauen eingeweiht.

„Und was um's Himmels willen sagtet Ihr denn zu ihm?" fuhr Aby fort.

„Nun, nicht viel weiter. Gesprochen ward allerdings viel, aber es schien zu Nichts weiter zu führen, als daß er einsah, er werde tüchtig bezahlen müssen."

„Und in Bezug auf Emmelinen ward Nichts gesprochen?"

„Nein," sagte der Vater etwas kurz.

„Aber das wäre doch die Hauptsache gewesen. Dann würde Niemand weiter beunruhigt. Ihr hättet dann für Euer ganzes Leben freie, glatte Fahrt, Alter, und Geld vollauf."

„Ich will Dir Etwas sagen, Aby. Dieses Project schlag' Dir aus dem Sinne, denn ich will nicht, daß die junge Dame oder ihr Vater damit behelligt werde."

„Das wollt Ihr nicht?"

„Nein, ich will es nicht. Und damit hat die Sache ein Ende."

„Aber ich kann doch der jungen Dame meine Aufwartung machen, wenn ich es angemessen finde."

„Man würde Dich zur Thür hinauswerfen."

„Oho!"

„Ja, ja. Es hat Alles seine Grenzen. Von diesem Projecte mag ich ein Mal Nichts wissen."

Und der Vater wendete sich mit dem Gesicht nach der Wand herum.

Es war dies allerdings noch lange nicht das Ende der Unterredung, obschon wir das Weitere nicht wörtlich anzuführen brauchen. Es ging daraus hervor, daß der alte Mollett dem unglücklichen Sir Thomas gesagt, sein Schweigen könne auf die Dauer nur gegen ein feststehendes „hübsches" Jahrgeld für sich und seinen Sohn erkauft werden, obschon er keine bestimmte Summe genannt hatte. Sir Thomas hatte vierzehn Tage Bedenkzeit verlangt und versprochen, nach Ablauf derselben seine Antwort Mr. Mollett mündlich zu geben. Deßhalb kam man überein, daß Mr. Mollett in vierzehn Tagen seinen Besuch auf Schloß Richmond wiederholen sollte.

„Mittlerweile will ich ein Mal hingehen und den alten Herrn ein Wenig anspornen," sagte Aby, indem er das Zimmer seines Vaters verließ.

Sechstes Kapitel.

Der abgewiesene Freier.

Nach der Unterredung zwischen Herbert und seiner Mutter ward es im Schloß Richmond als etwas Abgemachtes betrachtet, daß er mit Lady Clara verlobt sei. Sir Thomas erhob keinen weitern Einwand, obschon der ganzen Familie klar war, daß er dieses Ereigniß durchaus nicht als ein freudiges betrachtete. Es ward zwischen ihm und seiner Gemahlin nur Wenig weiter über den Gegenstand gesprochen. Er sagte blos, er wolle sich die Frage wegen der Rente für seinen Sohn überlegen, und gab die Hoffnung oder vielmehr die Meinung zu erkennen, daß die Heirath nicht in der nächsten Zeit stattfinden würde.

Unter diesen Umständen sprach Herbert ebenfalls

mit seinem Vater fast gar nicht wieder über diese Angelegenheit. Allerdings fühlte er sich verletzt, sich auf diese Weise behandelt zu sehen, indem man ihm zu verstehen gab, es walte eine Schwierigkeit ob, dieselbe könne ihm aber nicht auseinandergesetzt werden. Es ward jedoch kein absoluter Widerspruch erhoben, und sonach hatte er keinen Grund zu wirklicher Beschwerde oder Klage. Was Geldangelegenheiten betraf, so wollte er nicht eher Etwas darüber sagen, als bis man ihm Etwas darüber sagte.

Mit seiner Mutter jedoch war die Sache anders. Sie hatte gesagt, sie würde Clara willkommen heißen, und sie that dies auch. Unmittelbar nachdem sie mit ihrem Gemahl gesprochen, fuhr sie hinüber nach Desmond Court und sprach auf die freundlichste, gewinnendste Weise mit Clara und deren Mutter, und nahm Clara dann mit zurück nach Schloß Richmond — zur großen Ueberraschung und Freude ihres Sohnes, der, als er vor dem Diner nach Hause kam, seine Verlobte mitten unter seinen Schwestern sitzen sah. Es ward ausgemacht, daß sie in einigen Wochen sich wieder auf einen längern Besuch einfinden sollte.

Herbert stand sonach mit seiner Mutter im besten Einvernehmen und genoß wirklich einige der Freuden, die er sich versprochen.

Auch mit seinen Schwestern und ganz besonders

mit Emmelinen stand er wieder auf gutem Fuße. Bei der Letztgenannten entschuldigte er sich wegen seiner frühern Unfreundlichkeit und empfing vollständige Verzeihung.

„Das Benehmen meines Vaters hatte mich in so peinliche Aufregung versetzt, daß ich kaum wußte, was ich that," sagte er. „Selbst jetzt noch könnte ich alle Mal außer mir werden, wenn ich an seine augenscheinliche Abneigung gegen diese Heirath denke."

Emmeline mußte zu ihrer eigenen Betrübniß die Richtigkeit dieser Bemerkungen anerkennen. Wie hätte auch irgend Eins von ihnen ohne Betrübniß von ihrem Vater sprechen können?

Diese Dinge geschahen in dem Familiensalon von Schloß Richmond, nicht ohne auch in der Küche und Dienerstube besprochen zu werden. Es war bald im ganzen Hause bekannt, daß Master Herbert die schöne Lady Clara heirathen werde, und die Sache ward auch überhaupt von der Familie selbst nicht weiter als ein ängstlich zu wahrendes Geheimniß betrachtet. Die Töchter sagten es der Herzogin, wie sie Mistreß Jones nannten — natürlich im Vertrauen — Mistreß Jones aber wußte, was ein solches Vertrauen zu bedeuten hatte, besonders da auch Lady Fitzgerald selbst mehr als ein Mal deutlich darauf anspielte.

Auf diese Weise ward die Geschichte im Vertrauen dem ganzen Hauspersonale und von diesem wiederum fast allen Leuten außerhalb des Hauses erzählt.

Schlimme Nachrichten, sagt man, fliegen schnell, und diese Nachricht, welche wenigstens nach dieser Richtung schlimm ward, flog sehr bald nach Hap House.

„Also der junge Fitzgerald und die göttliche Clara werden ein Paar?“ sagte Capitain Donnellan, der sich am Morgen eines Jagdtages von der Kaserne in Buttevant zum Frühstück in Hap House eingefunden hatte. Es waren noch mehrere andere Herren zugegen, intimere Freunde von Owen, als dieser Capitain, welcher von Owen's Mißgeschick in dieser Beziehung gehört hatte, und man gab Donnellan einen Wink, dieses Thema ruhen zu lassen, aber es war zu spät.

„Wer? Mein Cousin Herbert?“ rief Owen stutzig. „Hast Du auch Etwas davon gehört, Barry?“

„Na,“ entgegnete Barry, „von dergleichen Dingen wird alle Mal gesprochen. Allerdings habe ich auch davon gehört, aber ich glaube es noch nicht recht.“

Während des Frühstücks ward weiter Nichts von der Sache gesprochen. Dann brach man auf zur Jagd, und im Laufe des Tages erfuhr Owen

von mehreren Seiten, daß das Gerücht vollkommen gegründet sei.

Als an diesem Abend die Gräfin Desmond und ihre Tochter miteinander am Kamin saßen, brachte der grauköpfige alte Kellermeister auf einem alten silbernen Teller einen Brief und sagte:

„An Lady Clara."

Die Gräfin dachte natürlich, die Depesche käme von Schloß Richmond, und lächelte freundlich, als Clara die Hand nach dem Briefe ausstreckte. Die Gräfin ließ ihre Augen wieder auf das Buch sinken, in welchem sie eben las, wie um zu zeigen, daß sie eine viel zu vertrauensvolle Mama sei, um sich in einen Briefwechsel zwischen ihrer Tochter und deren Geliebtem zu mischen.

Clara selbst hatte gerade in diesem Augenblick gar Nichts gemacht. Ihre Arbeit lag allerdings auf ihrem Knie, und ihr Arbeitskästchen stand in der Nähe; ihre Gedanken aber weilten ganz wo anders, obschon nicht allzufern, denn sie ging im Geiste unter jenen Ulmen einher, und neben ihr schritt ein Mann, dem sein Pferd auf dem Fuße folgte.

„Der Bote soll auf Antwort warten, Mylady," sagte der alte Kellermeister mit abermaligem Kopfnicken, welches jetzt an Clara gerichtet war. Dann verließ er das Zimmer.

Clara erröthete bis an die Wurzeln ihres Haares, als ihre Augen auf die Adresse des Briefes fielen, denn sie erkannte sofort Owen's Hand. Die Gräfin bemerkte vielleicht durch einen verstohlenen Blick das Erröthen ihrer Tochter, sagte aber Nichts, sondern brachte es auf Rechnung von Clara's natürlicher Schüchternheit in ihrer gegenwärtigen Stellung.

„Sie wird es schon überwinden," sagte die Gräfin wahrscheinlich bei sich selbst.

Clara war unschlüssig, unruhig und im höchsten Grade verlegen. Owen hatte ihr schon mehr Briefe geschickt, aber diese waren ihr alle Mal heimlich zugestellt und von ihr stets uneröffnet zurückgesendet worden. Von diesen hatte sie ihrer Mutter Nichts gesagt, wenigstens nicht mit Fleiß oder augenblicklich. Es hatte ihr aber keine Unruhe gemacht, diese Thatsachen zu verschweigen, und als ihre Mutter sie ein Mal fragte, sagte sie ihr offen, was geschehen, ohne eine Spur von Verlegenheit zu verrathen, so daß ihre Mutter keinerlei Grund zu Befürchtungen sah. Dieser jetzige Brief aber ward ihr auf die offenste Weise eingehändigt und eben so offen eine Antwort darauf verlangt.

Sie drehte den Brief langsam in der Hand um, blickte auf und sagte:

„Mama, dieser Brief ist von Owen Fitzgerald. Was soll ich damit thun?"

„Von Owen Fitzgerald? Weißt Du das gewiß?"

„Ja, Mama."

Die Gräfin mußte nun ebenfalls erst überlegen, welche Schritte unter diesen Umständen zu thun räthlich seien. Mittlerweile streckte Clara die Hand aus und bot den Brief ihrer Mutter.

„Es wird am Besten sein, wenn Du ihn öffnest und liesest, mein Kind. Ohne Zweifel muß er beantwortet werden."

Die Gräfin war der Ansicht, daß jetzt keine Gefahr mehr von Owen Fitzgerald kommen könne. Sie glaubte sogar, die Erinnerung an ihn sei vollständig aus der Brust ihrer Tochter gewichen und die alte, kindische Liebe durch die neue, besonnenere gänzlich aus ihrem Herzen verdrängt worden. Aber die Gräfin kannte ihre Tochter nicht.

Auf diese Weise instruirt, erbrach Clara das Siegel und las den Brief, welcher folgendermaßen lautete:

„Hap House, Februar, 184—

„Meine Verlobte!

„Denn dies sind Sie, möge geschehen, was da wolle. Ich habe heute Morgen Etwas erfahren, was, wenn es wahr wäre, mich zur Verzweiflung

treiben würde. Ich will es aber nicht eher glauben, als bis ich es aus Ihrem eigenen Munde höre. Man sagt, Sie ständen im Begriff, Herbert Fitzgerald zu heirathen. Ich erkläre aber nochmals, daß ich es nicht glaube. Ich kenne Sie zu gut, als daß ich Sie für falsch halten sollte.

„Auf jeden Fall aber bitte ich Sie um eine Unterredung. Nach Dem, was geschehen ist, glaube ich unter allen Umständen ein Recht dazu zu haben. Ich habe Ihnen Liebe und Treue gelobt, und da Sie dieses Gelübde angenommen haben, so habe ich Anspruch auf Berücksichtigung. Ich schreibe diesen Brief an Sie ganz offen, denn ich wünsche, daß Sie ihn Ihrer Mutter zeigen, wenn Sie es für angemessen erachten. Mein Bote wird warten, und ich bitte Sie inständig, mir eine Antwort zu senden. Bedenken Sie, Clara, daß Sie, da Sie mein Gelübde angenommen haben, mich nicht bei Seite schieben können, als wenn ich von gar keiner Bedeutung wäre. Nach Dem, was zwischen uns vorgegangen, können Sie sich nicht weigern, mich noch ein Mal zu sprechen.

„Stets der Ihrige — wenn Sie es so wollen.

„Owen Fitzgerald."

Clara las den Brief sehr langsam, indem sie dann und wann in das Gesicht ihrer Mutter emporblickte und sah, daß ihre Mutter in ihrem Buche

nicht las, sondern blos so that. Als Clara fertig war, reichte sie den Brief ihrer Mutter und sagte:

„Mama, willst Du ihn nicht ansehen?"

„Ja wohl, liebes Kind, wenn Du es wünschest," antwortete die Gräfin, indem sie den Brief aus der Hand ihrer Tochter nahm und las.

„Ganz so, wie man es von ihm erwarten konnte, liebes Kind," sagte sie dann; „ungestüm, hastig, unüberlegt. Indessen kann man ihn weiter nicht tadeln, denn er meint es nicht bös. Wäre er aber ein Mann von Verstand, so würde er wissen, daß er sich umsonst bemüht."

„Und was soll ich thun, Mama?"

„Ich glaube, Du mußt ihm antworten," entgegnete die Gräfin, und es war erfreulich, das vollkommene Vertrauen zu sehen, welches die Mutter in die Tochter setzte. „Und wenn er darauf besteht, so würde ich Dir auch rathen, ihn zu sprechen. Es ist sehr thöricht von ihm, hartnäckig an zwei Worten festzuhalten, die Du ein Mal als Kind mit ihm gesprochen; vielleicht aber ist es gut, wenn Du ihm selbst sagst, Du seiest eben ein Kind gewesen, als Du diese zwei Worte gesprochen."

Und dann schrieb Clara folgende von ihrer Mutter dictirte Antwort, wobei die Gräfin sich alle

mögliche Mühe gab, ihre Tochter zu überzeugen, daß sie die Worte selbst wähle:

„Lady Clara Desmond sendet Mr. Owen Fitzgerald ihre Complimente und ist bereit, Mr. Owen Fitzgerald in Desmond Court morgen um zwei Uhr zu sprechen, wenn Mr. Owen Fitzgerald darauf beharrt, eine solche Unterredung zu verlangen. Lady Clara Desmond erlaubt sich jedoch, ihre Meinung dahin auszusprechen, daß diese Unterredung besser unterbleiben würde.

„Desmond Court, Donnerstag Abend."

Die Gräfin dachte, dieses Billet sei sehr kalt und förmlich und werde allen Illusionen auf Seiten Owen's ein Ende machen. Nichtsdestoweniger aber kam gegen elf Uhr diesen Abend ein zweiter Bote von Hap House mit einem zweiten Briefe, welcher meldete, daß Owen den nächsten Tag um zwei Uhr in Hap House sein würde.

„Er ist ein sehr thörichter junger Mann, weiter kann ich Nichts sagen," bemerkte die Gräfin.

Diese ganze Nacht und den ganzen nächsten Morgen war die arme Clara sehr elend. Daß sie recht daran gethan, einen Bewerber aufzugeben, welcher ein solches Leben führte, wie Owen Fitzgerald, das konnte sie nicht bezweifeln. Aber machte sie nichtsdestoweniger sich nicht einer Falschheit schuldig,

wenn sie ihn aufgab? Hatte sie, als sie seine Liebe annahm, irgend eine Bedingung in Bezug auf seinen Lebenswandel gestellt? Wenn er sie — wie er ohne Zweifel that — falsch nannte, wie sollte sie sich vertheidigen?

Es handelte sich nicht blos darum, daß sie ihn, den armen Freier, abgewiesen, sondern auch darum, daß sie einen andern, einen reichen Freier angenommen hatte. Was sollte sie zu ihm sagen, wenn er ihr diese schmutzige, eigennützige Handlungsweise vorhielt?

Und übrigens, war es wohl ihr eigener Wunsch, ihn auf die Seite zu schieben? In welchem Zustande befand sich ihr Herz gegen ihn? War es nicht möglich, daß sie, selbst wenn sie noch so sehr auf ihrer Hut war, ihm einen gewissen Grad von Zärtlichkeit bewies, was dann wiederum Verrath an ihrem jetzigen Verlobten gewesen wäre? O, warum hatte ihre Mutter sie aufgefordert, eine solche Unterredung zu bestehen!

Als es zwei Uhr schlug, war Clara bereits in dem Salon. In Bezug auf die Art und Weise, auf welche diese Zusammenkunft stattfinden sollte, hatte sie mit ihrer Mutter Nichts besprochen, und erst jetzt fiel ihr ein, daß dieselbe vielleicht mit zugegen sein werde. Als aber die Zeit heranrückte, war Clara immer noch

allein. Als die Uhr ihr sagte, daß es schon Zwei geschlagen habe, war sie noch allein, und als der alte Diener die Thür öffnete und meldete, Mr. Fitzgerald sei da, war sie immer noch ohne die Nähe ihrer Mutter.

Sie hatte Owen Fitzgerald seit jenem Tage, als sie miteinander unter den Ulmen einhergegangen waren, nicht wieder gesehen, und auch jetzt konnte man kaum sagen, daß sie ihn sähe. Sie fühlte, daß sie unrecht an ihm gehandelt, — daß sie ihn hintergangen und gewissermaßen verrathen hatte. Dieses Gefühl ward so mächtig in ihr, daß sie kaum wagte, ihm in's Gesicht zu sehen.

Als er in das Zimmer trat, kam er gerade auf sie zu und bot ihr die Hand. Auch er sah sich im ganzen Zimmer ringsum, ob Lady Desmond da sei, und war überrascht, sie nicht anzutreffen. Er hatte kaum gehofft, daß man ihm eine solche Gelegenheit, die Stärke und Größe seiner Leidenschaft zu erklären, gestatten würde.

Clara erhob sich, reichte ihm die Hand und murmelte Etwas. Es kam allerdings nicht darauf an, was es war, denn es war unverständlich, dennoch aber waren dies die ersten Worte, die zwischen ihnen gesprochen wurden.

„Lady Clara," begann er, unterbrach sich dann

und hob, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht, wieder an: „Clara, es ist mir ein Gerücht zu Ohren gekommen, welches ich keinem andern Munde glauben will, als dem Ihrigen.“

Clara nahm jetzt auf einem Sofa Platz und zeigte auf einen Stuhl; Owen aber blieb stehen, und zwar während der ganzen Unterredung, oder vielmehr, er ging hin und her, denn als er aufgeregt und ungestüm ward, bewegte er sich in dem Zimmer von einem Platze zum andern, als ob er nicht im Stande wäre, auf einer und derselben Stelle zu bleiben.

Clara wußte nicht, ob es ihr zukäme, ihm deßwegen, weil er sie einfach bei ihrem Taufnamen nannte, einen Verweis zu geben. Sie glaubte das Recht dazu zu haben, that es aber doch nicht.

„Man hat mir gesagt,“ fuhr er fort, „Sie hätten sich mit Herbert Fitzgerald verlobt, und ich komme jetzt, um von Ihnen die Widerlegung dieser Behauptung zu hören.“

„Aber, Mr. Fitzgerald, die Sache ist wahr.“

„Es ist wahr, daß Herbert Fitzgerald Ihr Verlobter ist?“

„Ja,“ antwortete Clara, indem sie auf den Boden blickte und dabei tief erröthete.

Es trat eine Pause von wenigen Augenblicken

ein, während welcher Clara fühlte, daß das volle Feuer seines Blickes auf sie gerichtet war, und dann sprach er:

„Sie haben wohl Grund, sich dieses Geständnisses zu schämen,“ sagte er. „Sie fühlen, daß Sie nicht wagen können, mir in's Gesicht zu sehen, während Sie diese Worte aussprechen. Ich würde es aus keinem andern Munde geglaubt haben, Clara, als aus dem Ihrigen.“

Clara kam es jetzt selbst so vor, als sei sie eine große Verbrecherin. Sie wußte kein Wort zu ihrer Vertheidigung zu sagen. Alle jene Argumente in Bezug auf Owen's verwerflichen Lebenswandel waren vergessen, und sie konnte sich blos erinnern, daß sie ihm gestanden, sie liebe ihn, und daß sie ihm jetzt gestand, sie liebe einen Andern.

Owen seinerseits hatte nun seine Anklage ausgesprochen, und da dieselbe nicht beantwortet ward, so wußte er nicht recht, wie er weiter verfahren sollte. Er ging daher im Zimmer auf und ab und überlegte, was er sagen sollte.

„Ich weiß wohl, Clara,“ hob er wieder an, „daß nicht Sie selbst daran schuld sind, sondern Ihre Mutter. Sie wären mir nimmermehr untreu geworden, wenn Ihre Mutter Sie nicht dazu verleitet hätte.“

„Nein," sagte Clara, „da irren Sie sich, Mr. Fitzgerald. Meine Mutter ist nicht schuld. Was ich gethan, hab' ich selbst gethan."

„Aber haben Sie mir nicht Ihr Wort gegeben?" fragte er. „Versprachen Sie mir nicht, mein Weib zu werden?"

„Ich war damals noch sehr jung," sagte Clara, zu der einzigen Entschuldigung Zuflucht nehmend, welche ihr einfiel.

„Jung? — hat Ihnen das nicht Ihre Mutter eingegeben? Dies sagte sie auch, als sie mich in meinem Hause besuchte. Ich wußte nicht, daß Jugend eine Entschuldigung für Falschheit ist."

„Wohl aber ist es vielleicht eine Entschuldigung für Thorheit," sagte Clara.

„Thorheit! Was für Thorheit? Die Thorheit, einen armen Mann zu lieben, die Thorheit, einen Mann heirathen zu wollen, der kein großes Besitzthum hat, nicht wahr? Clara, ich hätte nicht geglaubt, daß Sie in so kurzer Zeit so viel gelernt hätten."

Alles dies waren sehr harte Worte für sie. Sie wußte, daß er Dinge gethan, welche ihr das Recht gaben, ihr ihm gegebenes Wort als nicht länger bindend zu betrachten, aber die Umstände waren von der Art, daß sie sich nicht entschuldigen konnte.

„Soll ich annehmen," sagte Owen Fitzgerald, „daß Alles, was zwischen uns stattgefunden, als nie geschehen betrachtet werden soll; daß Versprechungen, wie wir einander gegeben haben, von keiner Bedeutung seien? Für mich sind es heilige Gelübde, welchen ich mich nicht entziehen würde, selbst wenn ich könnte."

Er machte eine Pause, und Clara mußte nothwendig Etwas sagen.

„Ich hoffe, daß Sie nicht hierher gekommen sind, um mir Vorwürfe zu machen, Mr. Fitzgerald."

„Clara," fuhr er fort, „ich habe das letzte Jahr mit vollkommener Zuversicht auf Ihre Treue verlebt. Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, daß ich dieses Jahr nicht glücklich verlebt habe, denn ich habe es verlebt, ohne Sie zu sehen. Obschon ich aber von Ihnen getrennt gewesen bin, so habe ich doch nie an Ihnen gezweifelt. Ich wußte, daß wir nothwendig warten müßten — vielleicht Jahre lang, bis Sie Herrin Ihrer eigenen Handlungen wären, nichtsdestoweniger aber fühlte ich mich nicht unglücklich, denn ich war Ihrer Liebe sicher."

Es stand außer Zweifel, daß Owen nicht völlig gerecht gegen Clara war, und obschon sie nicht kaltblütig und besonnen genug war, um sich durch logische Schlußfolgerungen davon zu überzeugen, so

fühlte sie es doch. Allerdings hatte sie diesem Manne ihre Liebe versprochen, insoweit in einem einzigen Worte der Zustimmung ein solches Versprechen liegen konnte; aber eben so war es auch wahr, daß sie beinahe noch ein Kind war, als sie dieses Wort gesprochen, und daß spätere Vorkommnisse ihr das Recht gegeben, jedes Verhältniß, welches sie durch dieses Wort geschlossen, als wieder gelös't zu betrachten. Deßhalb glaubte sie, da sie so schonungslos angegriffen werde, müsse sie sich vertheidigen.

„Ich war damals noch sehr jung, Mr. Fitzgerald," hob sie an, „und wußte kaum selbst recht, was ich sagte. Später, als meine Mutter mit mir darüber sprach, fühlte ich, daß ich verbunden sei, ihr zu gehorchen."

„Wie, wohl dadurch, daß Sie mich vergäßen?"

„Nein, ich habe Sie niemals vergessen und werde Sie auch nie vergessen. Ich bin Ihrer Güte gegen meinen Bruder und gegen uns Alle stets eingedenk."

„Ach bah! Sie wissen, daß ich nicht davon spreche. Sind Sie verpflichtet, Ihrer Mutter dadurch zu gehorchen, daß Sie vergessen, mich geliebt zu haben?"

Sie schwieg einen Augenblick, ehe sie antwortete. Sie schaute jetzt gerade vor sich hin, hatte aber

immer noch nicht Muth genug, ihm in's Gesicht zu blicken.

„Nein," sagte sie, „ich habe nicht vergessen, daß ich Sie liebte. Ich werde es niemals vergessen. So sehr ich auch damals noch Kind war, so soll es doch niemals vergessen werden. Aber ich kann Sie jetzt nicht mehr lieben — nicht auf die Art und Weise, wie Sie es wünschen."

„Und warum nicht, Lady Clara? Warum soll die Liebe von Ihrer Seite aufhören, — warum soll sie von Ihnen so leicht auf die Seite geworfen werden, während sie bei mir eine so strenge Thatsache, eine so tiefe Nothwendigkeit bleibt? Ist das gerecht? Wenn der Vertrag ein Mal geschlossen ist, muß er dann nicht für beide Theile gleich bindend sein?"

„Ich glaube nicht, daß Sie gerecht gegen mich sind, Mr. Fitzgerald," sagte sie, und es erwachte ein gewisser Grad von Muth in ihrer Brust.

„Ich wäre nicht gerecht gegen Sie? Wollen Sie damit sagen, ich sei ungerecht? Sprechen Sie nur ein Wort, welches mir die Gewißheit giebt, daß das Versprechen, welches Sie mir vor einem Jahre gaben, in voller Kraft bestehen bleiben soll, und ich verlasse Sie sofort, bis Sie selbst die Zeit bestimmen, wo ich meine Bewerbung erneuen kann."

„Sie wissen, daß ich das nicht thun kann."

„Und warum nicht? Ich weiß, daß Sie es thun sollten."

„Nein, Mr. Fitzgerald, meine Pflicht verlangt dies nicht. Ich bin jetzt mit Einwilligung meiner Mutter und seiner Eltern mit Ihrem Cousin verlobt. Ich kann jetzt Nichts zu Ihnen sagen, was ich ihm nicht wieder erzählen könnte, und eben so wenig kann ich Etwas sagen, was seinen Wünschen entgegen wäre."

„Dann ist er Ihnen also jetzt weit mehr, als ich?"

„Er ist mir jetzt Alles."

„Dies ist also die ganze Antwort, die ich bekommen soll? Sie gestehen Ihre Falschheit ein und verstoßen mich, ohne mich sonst einer Antwort zu würdigen."

„Was soll ich sonst sagen? Ich that etwas Ungerechtes und Thörichtes, als — als wir dort unter den Ulmen hingingen. Ich gab damals ein Versprechen, welches ich jetzt nicht halten kann. Ich war in so großer Hast und Aufregung, daß ich mich kaum entsinnen kann, was ich sagte. Ueberzeugt aber bin ich, wenn ich Ihnen Ungemach und Kummer verursacht habe, so thut dies mir sehr leid. Aendern jedoch kann ich es jetzt nicht, und ich kann Ihnen jetzt nicht Etwas bieten, was ich unwiderruflich einem Andern gegeben habe."

Und während sie diese letzten Worte sagte, raffte sie wirklich so viel Muth zusammen, daß sie dem jungen Manne in's Gesicht sehen konnte. Sie war jetzt ebenfalls aufgestanden, stand aber so, daß der Tisch am Sofa noch zwischen ihm und ihr war.

Eben als sie zu Ende gesprochen, öffnete sich die Thür, und die Gräfin von Desmond trat langsam in's Zimmer.

Als Owen Fitzgerald sie sah, verneigte er sich tief vor ihr und bot ihr dann freimüthig die Hand. Es lag in seinem Benehmen gegen Damen Etwas, was von aller Schüchternheit frei und dennoch niemals zu dreist war. Er schien zu wissen, daß er, wenn er mit einer Dame, mochte sie sein, wer sie wollte, sprach, nur von seinem unzweifelhaften Vorrecht als Mann Gebrauch machte. Er ward nie verlegen, er zitterte nicht, als ob die Majestät der Wirklichkeit etwas zu Erhabenes für ihn wäre. Es giebt Männer, und zwar nicht wenige, welche diese Scheu bis zum letzten Tage ihres langen Lebens mit sich herumtragen.

„Mr. Fitzgerald," sagte die Gräfin, indem sie ihm ebenfalls die Hand reichte, aber sehr schnell wieder zurückzog und dann mit der ganzen Würde, welche sie im Stande war, anzunehmen, vor ihn trat, „ich war mit meiner Tochter ganz einverstanden,

daß sie Ihnen die gewünschte Unterredung, weil Sie darauf beharrten, bewilligte. Sie müssen mich aber entschuldigen, wenn ich sie unterbreche. Ich muß meine Tochter bewahren vor der Verlegenheit, in welche Ihr — Ihr Ungestüm sie vielleicht setzen könnte."

„Lady Desmond," antwortete Owen, „es steht Ihnen, was mich betrifft, vollkommen frei, Alles zu hören, was zwischen uns vorgeht. Ihre Tochter ist meine Verlobte, und ich bin da, um von ihr die Erfüllung ihres Versprechens zu verlangen."

„O pfui, Mr. Fitzgerald, o pfui! Als meine Tochter noch ein Kind war, entlockten Sie ihr ein einziges thörichtes Wort, und nun wollen Sie dieses thörichte Wort zu Ihrem Vortheil ausbeuten, während Sie doch wissen, daß sie mit voller Zustimmung aller ihrer Freunde mit einem Manne verlobt ist, den sie liebt. Ich glaubte, Sie gut genug zu kennen, um überzeugt zu sein, daß Sie nicht so aller Großmuth entbehren würden."

„Großmuth! Allerdings die Großmuth, welche mich in den Stand setzen würde, das Blut meines Herzens, die einzige Freude meiner Seele einem Manne wie meinem Cousin Herbert zu opfern — diese Großmuth besitze ich nicht."

„Sie haben Nichts zu opfern, Mr. Fitzgerald.

Sie müssen gleich von Anfang an gewußt haben, daß meine Tochter Sie nicht heirathen kann."

„Mich nicht heirathen? Warum denn nicht, Lady Desmond? Ist mein Blut nicht eben so gut, als das seine? Freilich weiß ich nicht, ob Sie die Absicht gehabt, Ihr Kind an den Meistbietenden loszuschlagen."

„Clara, liebes Kind, Du wirst am Besten thun, wenn Du das Zimmer verlässest," sagte die Gräfin. „Ohne Zweifel hast Du Mr. Fitzgerald versichert, daß Du mit seinem Cousin Herbert verlobt bist."

„Ja, Mama."

„Dann hat er auch weiter kein Recht, Deine Gegenwart zu verlangen, und seine Heftigkeit würde Dich nur erschrecken."

„Meine Heftigkeit? Wie kann ich umhin, heftig zu sein, wenn ich, gleich einem ruinirten Spieler, den letzten Einsatz thue?"

Mit diesen Worten trat er Clara, die sich der Thür nähern wollte, in den Weg. Sie blieb stehen und senkte die Augen zu Boden.

„Mr. Fitzgerald," sagte die Gräfin, „ich bitte Sie, meine Tochter sich ungehindert entfernen zu lassen. Sie hat Ihnen die Antwort gegeben, welche Sie verlangt haben, und es wäre nicht recht von

mir, wenn ich sie der Gefahr noch weiterer Behelligungen aussetzen wollte."

„Ich will sie blos bitten, noch ein einziges Wort anzuhören. Clara —"

„Mr. Fitzgerald, Sie haben nicht das Recht, meine Tochter auf so familiäre Weise anzureden," sagte die Gräfin, aber Owen schien sie kaum zu hören.

„Ich protestire," fuhr er fort, „hier in Ihrer Gegenwart, Clara, gegen Ihre Verheirathung mit Herbert Fitzgerald. Ich beanspruche Ihre Liebe als mein Eigenthum. Ich fordere Sie auf, an das Versprechen zu denken, welches Sie mir gegeben, und ich sage Ihnen, daß, so wie ich Sie damals von ganzem Herzen liebte, ich Sie auch noch diesen Augenblick liebe und stets lieben werde. Nun will ich Sie nicht weiter aufhalten."

Und mit diesen Worten öffnete er ihr die Thür, und sie ging an ihm vorbei, indem sie sich verneigte und ein nur halb hörbares Abschiedswort murmelte. Er stand einen Augenblick mit der Thür in der Hand und überlegte, ob er der Gräfin nicht guten Morgen wünschen solle, ohne erst wieder in das Zimmer zurückzukehren; aber während er so dastand, rief sie ihn.

„Mr. Fitzgerald," sagte sie, und er kehrte wieder um und schloß die Thür.

Und nun sah er, daß Lady Desmond's Gesicht sich sehr verändert hatte. Bis jetzt war sie jeder Zoll eine Gräfin gewesen, streng, kalt und stolz, jetzt aber sah sie ihn an, wie sie ihn an jenen kalten Winterabenden anzusehen gepflegt, wo sie gewohnt waren, vertraulich des Abends am Kaminfeuer miteinander zu plaudern.

„Mr. Fitzgerald," sagte sie, und der Ton ihrer Stimme war ebenfalls ein anderer; „Sie sind ungerecht gegen uns."

„Ungerecht, Lady Desmond?"

„Ja, ungerecht. Setzen Sie sich und hören Sie mich einen Augenblick an. Wenn Sie eine Tochter, eine Tochter ohne Vermögen wie Clara hätten, würden Sie sich wohl freuen, sie an einen Mann wie Sie verheirathet zu sehen?"

„Wie meinen Sie das? Sprechen Sie sich deutlicher aus, Lady Desmond."

„Nein, deutlicher mag ich mich nicht aussprechen, denn ich möchte Sie nicht gern verletzen. Ich als alte Freundin habe Sie zu lieb, als daß ich so Etwas zu thun wünschen könnte. Daß Sie heirathen und glücklich leben mögen hier in unserer Nähe, so daß wir stets Umgang mit Ihnen haben können, dies wünsche ich von ganzem Herzen. Meine Tochter aber können Sie nicht heirathen."

„Und warum nicht, wenn sie mich liebt?“

„Nein, auch nicht, wenn sie Sie liebte. Reichthum und Stellung sind nothwendig für den Rang, in welchem sie geboren ist. Sie ist, obschon sie kein Vermögen hat, die Tochter eines Grafen. Ich will ganz frei heraus mit Ihnen sprechen. Als Mutter kann ich sie keinem Manne geben, dessen Lebensstellung von der Art ist, wie die Ihrige. Als Wittwe eines Grafen kann ich sie nicht einem Manne geben, dessen Mittel verhältnißmäßig so gering sind, wie die Ihrigen. Wenn Sie sich dies recht überlegen, so werden Sie mir kaum zürnen.“

„Die Liebe ist also Nichts?“

„Soll aber denn Ihrer Liebe Alles geopfert werden?“ Ueberlegen Sie sich es, Mr. Fitzgerald, und machen Sie mir die Freude, zu dieser Heirath meiner Tochter Ihre Zustimmung zu geben.“

„Nimmermehr!“ rief er, „nimmermehr!“

Und ohne weiter ein Wort des Abschieds verließ er das Zimmer.

Siebentes Kapitel.

Diplomatische Unterhandlungen.

Ungefähr eine Woche nach der letzten von uns mitgetheilten Unterredung in dem Kanturk-Hotel befand sich der jüngere Mr. Mollett auf dem Wege nach Schloß Richmond. Er hatte bei dieser Gelegenheit erklärt, er mache diese Reise in der Absicht, um ‚den alten Herrn ein wenig anzuspannen,' und obschon sein Vater Alles, was in seinen Kräften stand, that, um die Reise zu verhindern, und bei einer Gelegenheit so entgegen ging, daß er schwur, es werde dadurch das ganze Spiel über den Haufen geworfen werden, so beharrte Aby nichtsdestoweniger bei seinem Vorhaben.

„Ihr könnt von der Bühne abtreten, sobald es Euch beliebt, Alter," sagte Aby. „Ich weiß von

der Rolle nun genug, um das Stück weiter spielen zu können."

„Das glaubst Du," sagte der Vater in seinem Zorne, „Du wirst aber finden, daß Du noch im Dunkeln tappst."

Und dann begann er in einem andern Tone Gegenvorstellungen zu machen.

„Du wirst das ganze Spiel ruiniren, Aby," sagte er. „Du kennst noch nicht alle Umstände."

„Wirklich nicht?" entgegnete Aby. „Dann werde ich mich bemühen, sie baldigst kennen zu lernen."

Der Vater that Alles, was in seinen Kräften stand, aber es war ihm nicht möglich, seinen Sohn zurückzuhalten, und dieser ging somit. Aby hegte ohne Zweifel den Gedanken, daß es seinem Vater zu der Durchführung einer so schwierigen Sache an der nöthigen ‚Courage' mangele, und daß er dagegen diesem Mangel abhelfen könne. Demgemäß legte er seine besten Kleider an, und nachdem er eine Chaise und einen Mann gemiethet, der, wie er sich schmeichelte, wie ein Lakai aussah, brach er von Cork auf und fuhr nach Schloß Richmond.

Er war bei verschiedenen Gelegenheiten schon in dieser Gegend gewesen, war umhergeschlichen wie ein Dieb in der Nacht, hatte Erkundigungen eingezogen und das Terrain studirt, aber noch nie war

er in die Umkreise von Schloß Richmond selbst eingedrungen. Jetzt hatte er die Absicht, an dem Thore vorzufahren, ohne Weiteres nach Sir Thomas Fitzgerald zu fragen, und da nöthig, seine Karte abgeben zu lassen, auf welcher die Worte:

„Mr. Abraham Mollett jun."

standen, während in der untern Ecke, linker Hand, die Worte „Piccadilly, London" hinzugeschrieben waren.

„Ich will den Stier bei den Hörnern nehmen," sagte er bei sich selbst. „Es wird besser sein, wenn wir den Löffel sofort machen, selbst wenn wir einige Gefahr laufen, das Horn zu verderben."

Und um sich besser in den Stand zu setzen, seinen Vorsatz durchzuführen, setzte er, sobald er das große Parkthor passirt hatte, seine Rumflasche an den Mund und that einen langen Zug daraus.

„Es ist alle Mal gut, frisches Zündkraut aufzuschütten," sagte er zu sich selbst, und fuhr dann keck die Allee hinauf.

Er war noch nicht in Sicht des Hauses gelangt, als er auf zwei Herren stieß, die zu Fuße die Straße entlang gingen. Als er näher kam, traten sie ein Wenig auf die Seite, nicht blos um ihn passiren zu lassen, sondern auch um ihm nachzusehen. Es waren Mr. Somers und Herbert Fitzgerald.

„Es ist der jüngere jener beiden Männer. Ich bin dessen fast gewiß,“ sagte Somers, als die Chaise näher kam. „Ich sah ihn, als er mir in Kanturk Street begegnete, und ich glaube nicht, daß ich mich in dem widerwärtig unverschämten Ausdruck seines Gesichts irren könnte. Sie entschuldigen, Sir,“ fuhr er zu dem in der Chaise sitzenden Mollett gewendet fort, „fahren Sie nach dem Schlosse?“

„Ja, Sir. Das ist allerdings meine Absicht. Haben Sie vielleicht Etwas zu bestellen?“

„Dies ist Mr. Fitzgerald — Mr. Herbert Fitzgerald, und ich bin Mr. Somers, der Agent. Können wir Etwas für Sie thun?“

Aby Mollett hob seinen Hut, und die beiden Herren berührten die ihrigen.

„Ich danke Ihnen, Sir,“ sagte Aby, „ich glaube aber, ich muß mein Geschäft mit dem würdigen Baronet selbst abmachen, besonders da ich zufällig weiß, daß er zu Hause ist.“

„Mein Vater ist nicht recht wohl,“ sagte Herbert, „und ich glaube nicht, daß er Sie wird sprechen können.“

„Ich werde so frei sein, anzufragen und meine Karte abgeben zu lassen,“ sagte Aby und versetzte seinem Pferde einen Hieb, um auf diese Weise die Unterredung kurz abzuschneiden. Mr. Somers aber

ergriff den Zügel des Pferdes, und dieses stand bereitwillig still.

„Haben Sie die Güte, einen Augenblick zu warten," sagte Mr. Somers mit einem strengen Blicke, den er sehr gut anzunehmen verstand, und welcher den armen Aby etwas einschüchterte. „Sie sind schon früher ein Mal hier gewesen, glaube ich," fuhr Mr. Somers fort.

„Wie, im Schloß Richmond? Nein, das ist nicht der Fall. Und wenn es auch der Fall wäre, was kann es Ihnen verschlagen, wenn Sir Thomas mich empfangen will? Ich werde nicht beschwerlich fallen, glaube ich."

„Sie sind schon früher ein oder zwei Mal in Kanturk gewesen, denn ich habe Sie gesehen."

„Und gesetzt, ich wäre zehn oder zwölf Mal dort gewesen, was wäre weiter dabei?" fragte Aby.

Mr. Somers hielt immer noch das Pferd und schien über Etwas nachzusinnen.

„Haben Sie die Güte, mein Pferd loszulassen," sagte Aby, indem er die Peitsche hob und die Zügel schüttelte.

„Wie sagten Sie, wie Ihr Name wär?" fragte Mr. Somers.

„Von meinem Namen habe ich noch gar nicht gesprochen. Ich schäme mich desselben jedoch nicht

und habe auch keine Ursache dazu. Hier ist mein Name, und wenn Sie meine Karte an Sir Thomas abgeben und ihm mit einem Kompliment von mir sagen lassen wollen, daß ich drei Worte mit ihm unter vier Augen zu sprechen habe, so werde ich Ihnen sehr verbunden sein."

Und mit diesen Worten überreichte er Mr. Somers seine Karte.

„Mollett!" sagte Mr. Somers ohne weitere Umstände. „Kennen Sie diesen Namen, Herbert?"

Herbert sagte, er kenne ihn nicht.

„Sie kommen wohl in einer Geschäftsangelegenheit?" fragte Mr. Somers.

„Ja," sagte Aby, „in einer ganz besondern Privatangelegenheit."

„Wahrscheinlich in derselben, die Ihren Vater hierher führte," sagte Mr. Somers und sah Mr. Mollett scharf und forschend in's Gesicht.

Aby ward ein Wenig verlegen und antwortete nicht sogleich.

„Nun ja, es ist dieselbe Angelegenheit," sagte er endlich. „Haben Sie nun die Güte, mich weiter fahren zu lassen. Ich bin nicht gewohnt, auf diese Weise aufgehalten zu werden."

„Sie können uns folgen," sagte Mr. Somers zu ihm. „Kommen Sie, Herbert."

Und nun gingen sie vor dem Wagen her, so daß Aby sein Pferd ihnen im Schritt folgen lassen mußte.

„Das sind die Leute, welche dahinter stecken," sagte Mr. Somers leise zu seinem Begleiter. „Was die Sache auch eigentlich sein mag, die Ihren Vater so beunruhigt, so haben diese beiden Leute dabei die Hand im Spiele. Wahrscheinlich ziehen sie auf irgend eine Weise Geld von ihm."

„Glauben Sie das?"

„Ja, ich glaube es. Wir dürfen uns in das Vertrauen Ihres Vaters nicht eindrängen, müssen uns aber bemühen, ihn von dieser Qual zu befreien. Gehen Sie mit dieser Karte zu ihm. Zeigen Sie ihm dieselbe nicht zu plötzlich, und dann hören Sie, ob er den Mann wirklich zu sprechen wünscht. Ich will in der Nähe bleiben, denn es ist möglich, daß ein Friedensrichter gebraucht wird, und Sie werden in einer solchen Sache wohlthun, nicht eigenmächtig zu verfahren."

Sie standen nun an dem Thor des Hauptgebäudes, und Somers sagte, indem er sich zu Mollett wendete, Mr. Herbert Fitzgerald werde die Karte an seinen Vater abgeben. Dann, als er sah, daß Mollett aussteigen wollte, setzte er hinzu:

„Sie werden besser thun, wenn Sie in Ihrem

Wagen sitzen bleiben, bis Mr. Fitzgerald zurückkommt. Die Antwort wird nicht lange auf sich warten lassen."

Sir Thomas saß zusammengeduckt am Kaminfeuer seines Schreibzimmers, als sein Sohn eintrat. Seine Augen waren auf einen Brief geheftet, den er in der Hand hielt und den er, als er Herbert sah, wieder zusammenfaltete und weglegte.

„Vater," sagte Herbert in heiterem, alltäglichem Ton, als wenn er nichts Besonderes mitzutheilen hätte, „es hält draußen ein Mann in einer Chaise. Er sagt, er wünsche Dich zu sprechen."

„Ein Mann in einer Chaise!" wiederholte Sir Thomas, und Herbert sah, daß sein Vater schon anfing zu zittern. Freilich zitterte er, aber jetzt bei jedem Geräusch.

„Ja, ein Mann in einer Chaise. Wie heißt er doch gleich? Ich habe seine Karte hier. Es ist ein junger Mann."

„O, ein junger Mann?" sagte Sir Thomas.

„Ja, hier ist die Karte — Abraham Mollett. Ich kann aber nicht sagen, daß Dein Freund sonderlich respectabel oder vertrauenerweckend aussieht, trotzdem daß er in einer Chaise fährt."

Mit diesen Worten händigte Herbert die Karte seinem Vater ein. Der Sohn sah mit Fleiß nach einer andern Richtung hin, während er den Namen

nannte. Er fühlte aber, daß der Schall des Wortes für die Ohren seines Vaters ein schrecklicher war. Der alte Mann fuhr von seinem Stuhl empor, setzte sich aber sofort wieder, und sank vielmehr sofort wieder zusammen. Nichtsdestoweniger nahm er die Karte und sagte, er wolle den Mann sprechen.

„Es ist ein junger Mann, sagst Du, Herbert?"

„Ja, Vater, ein junger Mann. Und, Vater, wenn Du nicht wohl bist, so sage mir, was für ein Geschäft es ist, und laß mich es abmachen."

Aber Sir Thomas schüttelte den Kopf und sagte, er wolle den Mann selbst sprechen.

„Somers ist auch da. Willst Du nicht diesen damit beauftragen?"

„Nein. Ich wundre mich sehr, Herbert, daß Du mich auf diese Weise quälen kannst. Laß den Mann hereinkommen. Aber, o, Herbert — Herbert —"

Der junge Mann drehte sich herum und kniete vor seinem Vater nieder.

„Was ist es, Vater?" rief er. „Warum willst Du es mir nicht sagen? Ich weiß, daß Du Etwas auf dem Herzen hast. Warum willst Du Dich nicht mir anvertrauen?"

„Mein armer Sohn! mein armer Sohn!"

„Was ist es denn, Vater? Wenn dieser Mann dabei betheiligt ist, so laß mich ihn sprechen."

„Nein, nein, nein!“

„Oder laß mich jedenfalls zugegen sein, wenn er hier ist. Laß mich Deine Unruhe theilen, wenn ich Nichts thun kann, sie zu heben.“

„Herbert, mein lieber Sohn, verlaß mich und schicke ihn herein. Wenn es nothwendig ist, daß Du diese Calamität mittragest, so wird sie Dich ohnehin bald genug ereilen.“

„Aber ich habe Furcht vor diesem Mann — um Deinetwillen, Vater.“

„Er wird mir Nichts zu Leide thun — laß ihn zu mir kommen. Aber, Herbert, sage Somers Nichts davon. Somers hat ihn doch nicht gesehen, nicht wahr nicht?“

„O ja, wir sprachen Beide mit ihm, als er die Allee herauffuhr.“

„Und was sagte er? sagte er Etwas?“

„Weiter nichts, als daß er Dich zu sprechen wünsche, und dann gab er Mr. Somers seine Karte. Mr. Somers wünschte Dir die Belästigung zu ersparen.“

„Warum sollte es mich belästigen, irgend Jemanden zu sprechen? Mr. Somers möge sich nur um sich selbst bekümmern. Ich kann doch Geschäfte haben, die ich ohne seine Einmischung zu ordnen wünsche.“

Nachdem Sir Thomas dies gesagt, verließ ihn sein Sohn und kehrte an das Thor zurück, um Mr. Mollett jun. einzuführen.

„Nun?“ sagte Mr. Somers, der an dem Kaminfeuer der Halle stand und auf Herbert zukam.

„Mein Vater will den Mann sprechen.“

„Und haben Sie erfahren, wer er ist?“

„Ich habe weiter Nichts erfahren, als daß mein Vater wünscht, wir möchten uns weiter nicht einmischen. — Also, Mr. Mollett, mein Vater will Sie sprechen, Sie können daher aussteigen. Halten Sie sich aber dazu und vergessen Sie nicht, daß Sie nicht zu lange bleiben dürfen, denn mein Vater ist krank.“

Und dann schritt er Aby durch einen Corridor voran und führte ihn in Sir Thomas' Zimmer.

„Und, Herbert —“ sagte Sir Thomas, worauf sein Sohn sich wieder herumdrehte.

Sein Vater bemühte sich, zu stehen, mußte sich aber auf die Lehne seines Stuhls stützen.

„Störe mich eine halbe Stunde lang nicht,“ fuhr er fort, „dann aber komm und poch an die Thür. Dieser Herr wird bis dahin fertig sein.“

„Wenn wir dieser Sache nicht ein Ende machen, so wird es nicht lange dauern, so sitzt Ihr Vater im Irrenhaus, oder liegt auf dem Sterbebett,“ sagte

Mr. Somers leise und eindringlich; als Herbert sich an der Thür der Halle wieder zu ihm gesellte.

„Setzen Sie sich, Sir, setzen Sie sich," sagte Sir Thomas, indem er sich bemühte, höflich zu sein und gleichzeitig unbefangen zu scheinen. Aby war selbst für den Augenblick so verlegen, daß er die Befangenheit des Baronets kaum bemerkte.

Er setzte sich, wie solche Leute an solchen Orten zu thun pflegen, auf die Ecke seines Stuhls und seinen Hut auf den Boden zwischen seine Füße. Dann zog er sein Taschentuch heraus und schnäuzte sich, und dann gab er die Vermuthung zu erkennen, daß er die Ehre habe, Sir Thomas Fitzgerald vor sich zu sehen.

„Und Sie sind Mr. Abraham Mollett?" sagte Sir Thomas.

„Ja, Sir Thomas, das ist mein Name. Ich glaube, Sir Thomas, Sie haben das Vergnügen, mit meinem Vater, Mr. Matthew Mollett, flüchtig bekannt zu sein, nicht wahr?"

Welch' ein Vergnügen unter solchen Umständen! Sir Thomas nickte jedoch, und Aby fuhr fort:

„Wohlan denn, Sir Thomas. Geschäft ist Geschäft und mein Vater ist kein guter Geschäftsmann. Ein Gentleman, wie Sie, Sir Thomas, hat das sicherlich schon mit halbem Auge gesehen.

Er wartete einen Augenblick auf Antwort, da er aber keine bekam, so fuhr er fort:

„Mein Alter ist ein kreuzbraver Mann, aber weder gerieben, noch gewitzt. Gerieben muß jetzt der Mensch sein, wenn er durchkommen will, nicht wahr, Sir Thomas?“

Aby, welcher sah, daß der alte Herr sich unruhig in seinem Armstuhle hin- und herzubewegen begann, setzte sich in dem seinigen behaglich fester. Der Respect, welchen die vergoldeten Einbände der Bücher und die luxuriöse, bequeme Einrichtung des Zimmers ihm anfangs eingeflößt, begann schon allmählich hinwegzuschwinden. Er war hierher gekommen, um einzuschüchtern, und obschon ihm vor dem strengen Blicke des Agenten, Mr. Somers, der Muth einen Augenblick lang untreu geworden, so kehrte derselbe doch schnell zurück, als er jetzt sah, wie schwach sein Schlachtopfer war.

„Ja, gerieben muß man sein, Sir Thomas, und mein Alter ist es nicht, wenigstens nicht so, wie er es in einer solchen Sache, wie diese, sein sollte. Was kann es nützen, lange um den Brei herum zu gehen? Meinen Sie nicht auch, Sir Thomas?“

Sir Thomas murmelte Etwas, aber es war weiter Nichts, als ein Stöhnen.

„Nichts kann es nützen,“ fuhr Aby fort. „Die

Frage ist, wie ich sie auffasse, folgende: Sie haben einen Sohn — er führte mich hier ein, und ist ein feiner junger Herr, das läßt sich nicht bestreiten. Nun fragt sich: Wer soll dieses Besitzthum hier bekommen, wenn Sie ein Mal dem Leben gute Nacht sagen, was doch früher oder später geschehen muß. Soll es diesem, Ihrem Sohne, zufallen oder dem andern Fitzgerald von Hap House? Wenn Sie mich fragen, so bin ich entschieden für Ihren Sohn, obschon in Bezug auf seine Mama nicht Alles in Ordnung sein mag.“

Es lag allerdings etwas Wahres in Dem, was Aby in Bezug auf seinen Vater gesagt hatte. Mr. Mollet sen. hatte die Sache niemals in so entschiedenen Ausdrücken, wie diese, gesprochen. Man bedenke, wer die Personen waren, von welchen dieser Elende in diesem Tone mit dem alten Manne sprach, und dennoch hörte dieser ihm zu und rief nicht seine Diener herbei, um den Frechen aus dem Hause werfen zu lassen.

„Ich wünsche nicht, daß das Besitzthum jenem Fitzgerald von Hap House zufalle,“ fuhr Aby fort. „Und was Ihre Frau Gemahlin betrifft, so geht mich diese durchaus Nichts an — mag sie nun mit meinem Alten stehen, wie sie wolle.“

Sir Thomas fühlte, wie sich ihm das Herz zu-

sammenschnürte, und er wäre beinahe von seinem Stuhl auf den Boden herabgesunken, doch hielt er sich noch.

„Die erste Frau meines Alten, meine Mutter, die ich niemals gesehen, war, wie Sie wissen, Sir Thomas, schon vor dieser Zeit in das Himmelreich eingegangen," fuhr Aby fort. „Das läßt sich nicht bezweifeln. Sie sehen also —" und hier ließ er seine Stimme zu einem leisen Geflüster herabsinken, zog seinen Stuhl dicht an den des Baronets, legte ihm die Hände auf die Knie, und berührte mit dem Munde fast sein Ohr — „Sie sehen also, als jener Knabe geboren ward, war Lady Fitzgerald eigentlich Mistreß Mollett und ist es im Grunde genommen noch diese Stunde. Das ist des Pudels Kern, nicht wahr, Sir Thomas? Ich spreche von meiner Stiefmutter, wissen Sie. Mein Alter könnte, wenn er sonst Lust hätte, dem Gesetz des Landes gemäß, sie morgen von hier wegholen und mit fortnehmen — ist Dem nicht so?"

Das hieß allerdings nicht um den Brei herumgehen. Der alte Mollett hatte sich, wenn er die Sache mit seinem Schlachtopfer besprach, auf Winke und Hindeutungen beschränkt und nur einige wenige dunkle Worte fallen lassen. Nicht ein einziges Mal hatte er den Namen der Lady Fitzgerald geradezu

genannt, ja er hatte niemals absolut erklärt, daß er ein Weib besäße oder besessen hätte. Er hatte sich damit begnügt, Sir Thomas zu verstehen zu geben, daß sein Sohn Herbert in Bezug auf sein Erbe in großer Gefahr schwebe. Ohne Zweifel hatten die Beiden einander verstanden. Das absolute, nackte Schrecknis der angedeuteten Thatsachen war aber zarterweise nicht sichtbar vorgeführt worden.

Ein solches Zartgefühl war aber durchaus nicht nach Aby's Geschmack. ‚Scharf, kurz und entschieden,‘ dies war sein Wahlspruch. Er hatte die Peitsche in der Hand, glaubte er, und könnte, wenn er tüchtigen Gebrauch davon machte, das Gespann am Besten bemeistern. Sir Thomas saß halb betäubt und erstarrt ihm gegenüber und wunderte sich selbst, daß er im Stande war, dies Alles zu ertragen, obschon er keines Wortes mächtig war.

Der junge Mollett glaubte, dieses Anspornen schiene seinem Zwecke zu entsprechen, und deßhalb fuhr er fort:

„Ja, Sir Thomas, Ihr Sohn ist ein Liebling von mir, das gestehe ich offen; wenn ich aber zum Vortheil des Lieblings wirke, dann erwarte ich auch, einigen Nutzen von ihm zu haben. Was schlagen Sie in dieser Beziehung vor?“

Und er wartete wieder auf eine Antwort, die aber auch diesmal nicht erfolgte.

„Bis jetzt haben Sie gegen meinen Alten nicht sonderlich nobel gehandelt, Sir Thomas," hob Aby wieder an. „Sie sitzen Beide gleichsam in einem und demselben Boote. Wir wollen dieses Boot Lady Fitzgerald oder Mistreß Mollett nennen, wie es Ihnen beliebt" — und Aby lachte, denn diese Idee gefiel ihm — „der Ertrag dieses Bootes sollte aber in gleiche Theile gehen, meinen Sie nicht auch, Sir Thomas? Benutzen Sie die Gelegenheit, die ich Ihnen hiermit biete, und bringen Sie durch eine kurze Unterredung mit mir diese kleine Sache für jetzt und immer in Ordnung."

„Was verlangen Sie? Sagen Sie mir es ohne Umschweife," stöhnte endlich der arme Mann.

„Na, das ist eine Frage, die ich mir gefallen lasse, und ich will Ihnen sogleich sagen, was wir verlangen. Wir sind blos unser Zwei, wie Sie wissen, mein Alter und ich, und wir fühlen uns sehr einsam, denn es ist traurig für einen Mann, wenn ihm das Weib seines Herzens entrissen wird."

Hier ließ sich ein Stöhnen vernehmen, welches selbst an Aby's Ohr schlug, Sir Thomas aber lebte noch und hörte, und somit fuhr Aby fort:

„Dieses Besitzthum hier, Sir Thomas, bringt

jährlich seine zwölftausend Pfund ein. Ich weiß das so genau, als ob ich es während der letzten zehn Jahre selbst verwaltet hätte. Zwölftausend Pfund jährlich sind ein schöner Pfennig. Sie haben Ihren Antheil davon gehabt, und nun wünschen wir den unsrigen. Das ist offen und deutlich gesprochen, meinen Sie nicht auch, Sir Thomas?"

„Hat Ihr Vater Sie hierher geschickt, Mr. Mollett?"

„Wer mich geschickt hat, darauf kommt Nichts an, Sir Thomas. Vielleicht hat mich mein Vater geschickt, vielleicht auch nicht. Vielleicht hat mich gar Niemand geschickt. Vielleicht verstehe ich mich auf dergleichen Geschäfte besser, als er. Jedenfalls habe ich meine Rolle gut auswendig gelernt — meinen Sie nicht auch? Unser Ultimatum in dieser Angelegenheit ist folgendes: Vierzigtausend Pfund baar, die Hälfte für meinen Alten, die Hälfte für Ihren gehorsamsten Diener noch vor Ablauf dieses Jahres zahlbar; ein paar tausend Pfund vorher, um die laufenden Ausgaben des Jahres zu decken und — und ein paar hundert sogleich, ehe ich Sie verlasse, denn wir müssen gerade jetzt, offen gesprochen, sehr krumm liegen."

Und nun schöpfte Aby Athem und wartete einen Augenblick auf Antwort.

Der arme Sir Thomas war fast dem Tode nahe. Es ging Alles mit ihm im Kreise herum, und er fühlte, daß er in einen Strudel gerathen war, aus welchem er umsonst zu entrinnen versuchen würde. Er hatte die Summe nennen hören und wußte, daß es nicht in seiner Macht stand, sie aufzubringen. Sein Besitzthum gehörte ihm blos, so lange er lebte, und sein Leben war, das fühlte er, dem Ende nahe. Er hatte sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß sein Sohn geopfert werden müsse, aber er hatte geduldet und sich gesträubt, um wo möglich sein Weib zu retten. Was konnte er aber nun beginnen? Sein innigster Wunsch für den Augenblick war, daß dieser entsetzliche Mensch dem Bereich seines Auges und seines Ohres entrückt werde.

Aby war aber noch nicht fertig. Er hatte bis jetzt unterlassen, einen nicht unwichtigen Punkt des freundschaftlichen Arrangements zu erwähnen, welches seiner Ansicht nach die Wirkung haben sollte, die beiden Familien wieder in angenehme, behagliche Umstände zu versetzen.

„Es giebt auch noch einen Punkt, Sir Thomas," fuhr er fort, „und wenn ich Sie und Ihre gute Frau Gemahlin bewegen kann, in dieser Beziehung mit mir gleicher Ansicht zu sein, so kann Alles noch gut

und schön werden. Sie haben eine Tochter Namens Emmeline."

„Was?" rief Sir Thomas, sich gegen ihn wendend, denn es war noch so viel Leben in ihm, daß er sich gegen seinen Feind kehren konnte, als er den Namen seiner Tochter auf diese Weise beschimpfen hörte.

„Ein so liebenswürdiges Mädchen, als meine Augen jemals erblickt haben, und ich verstehe mich auf dergleichen Waare, das kann ich Ihnen versichern, Sir Thomas."

„Nun ist es genug! Nun ist es genug!" rief Sir Thomas, indem er versuchte, sich zu erheben, sich aber immer noch an der Lehne seine Stuhles festhielt. „Sie können nun gehen, Sir. Ich kann Sie nicht weiter hören."

„Ich soll gehen?"

„Ja, Sir, gehen Sie!"

„Verstehen Sie mich wohl, Sir Thomas. Wenn Sie mir Ihre Tochter Emmeline, gleichviel wie groß oder klein ihr Vermögen ist, zur Frau geben, so will ich dies als einen Theil meiner Hälfte von den vierzigtausend Pfund betrachten. Was sagen Sie dazu?"

Und Aby wartete wieder auf Antwort.

In diesem Augenblick aber ward an die Thür

gepocht, und unmittelbar darauf trat Herbert in das Zimmer.

„Nun, Vater," sagte der Sohn.

„Herbert!"

„Ja, Vater."

Und der Sohn eilte sogleich hinzu und stützte seinen Vater mit seinem Arm.

„Herbert, sage diesem Mann, er solle gehen."

„Sir, Sie haben meinen Vater nun lange genug belästigt. Wollen Sie nun die Güte haben, ihn zu verlassen?"

„Es ist sehr leicht möglich, daß ich ihn und Sie dazu, junger Herr, noch mehr belästige, wenn Sie mir auf diese Weise kommen. Lassen Sie meinen Arm los, Sir. Soll ich eine Antwort von Ihnen bekommen, Sir Thomas, oder nicht?"

Aber Sir Thomas konnte keinen ferneren Versuch machen, zu sprechen. Er saß wieder in seinem Armstuhl, hielt die Hand seines Sohnes gefaßt, und als er Mr. Mollett's Stimme wieder hörte, forderte er ihn blos durch eine Geberde auf, sich zu entfernen.

„Sie sehen, in welchem Zustand mein Vater sich befindet, Mr. Mollett," sagte Herbert. „Ich weiß nicht, was für ein Geschäft Sie zu ihm geführt hat, aber von welcher Art es auch sein möge, so müssen Sie ihn jetzt verlassen."

Und er machte einen Versuch, den Zudringlichen nach der Thür hinzudrängen.

„Bedenken Sie wohl, was Sie thun, Mr. Fitzgerald," sagte Mollett. „Wenn Sie mich reizen, so sage ich vielleicht ein Wort, welches ich nicht wieder zurücknehmen könnte, und durch welches Sie in eine ganz kuriose Lage versetzt werden würden, das versichere ich Ihnen."

„Streite Dich nicht mit ihm, mein Sohn, streite Dich nicht mit ihm, sondern bitte ihn, mich zu verlassen," sagte Sir Thomas.

„Mr. Mollett, Sie sehen den Zustand meines Vaters — er muß durchaus allein und ungestört bleiben, das werden Sie selbst begreifen."

„Nein, das begreife ich nicht, junger Herr. Geschäft ist Geschäft, und ich habe noch keine Antwort auf meine Vorschläge. Sir Thomas, sagen Sie Ja zu meinen Vorschlägen?"

Sir Thomas war aber immer noch stumm.

„Zu allen bis auf den letzten?" fuhr Aby fort. „Ich fügte diesen eben so zu Ihrem eignen Besten hinzu, wie zu dem meinigen."

Der Baronet sagte immer noch kein Wort.

„Dann gehe ich nicht von der Stelle," sagte Aby, indem er sich wieder auf seinen Stuhl niedersetzte.

„Dann muß ich die Diener und einen Friedensrichter rufen, der bereits im Hause ist," sagte Herbert, und streckte die Hand nach dem Griffe der Klingel aus.

„Nun, da der alte Herr krank ist, so will ich jetzt gehen, werde aber wiederkommen. Merken Sie wohl, Sir Thomas, Sie kennen nun meine Vorschläge, und wenn ich binnen drei Tagen keine Antwort darauf habe, so werden Sie auf andere Weise von mir hören, weiter sage ich nichts. Auch Mylady soll von mir hören!"

Und mit dieser Drohung ließ Mr. Abraham Mollett sich durch den Corridor in die Halle und von da nach seiner Chaise führen.

„Sehen Sie zu, daß er fortfährt; sehen Sie zu, daß er geht," sagte Herbert zu Mr. Somers, welcher noch in der Nähe geblieben war.

„O, ich werde sehr schnell fortfahren," sagte Aby, indem er in seine Chaise stieg, „und auch schnell wiederkommen," murmelte er bei sich selbst. Mittlerweile war Herbert in das Zimmer seines Vaters zurückgeeilt.

„Ist er fort?" murmelte Sir Thomas.

„Ja, er ist fort. Du kannst die Räder seines Wagens auf dem Kiese rollen hören."

„O mein Sohn, mein armer Sohn!"

„Was ist es denn, Vater? Warum sagst Du

es mir nicht? Warum lässest Du solche Menschen Dich quälen, während doch ein Wort sie für immer von Dir entfernt halten würde? O, Vater, daraus kann nichts Gutes kommen!"

„Allerdings, Herbert, wird nichts Gutes daraus kommen."

„Aber warum sagst Du es uns dann nicht?"

„Ihr werdet es Alle bald genug erfahren. Aber, Herbert, Deiner Mutter sage kein Wort davon — kein Wort, wenn Dir an meiner Liebe gelegen ist. Laß uns sie schonen, so lange wir könnnen. Versprich mir das."

Herbert gab ihm das verlangte Versprechen.

„Sieh hier," fuhr Sir Thomas fort, indem er wieder den Brief ergriff, den er vorher in seiner Hand zusammengeknittert. „Mr. Prendergast wird nächste Woche hier sein. Diesem werde ich Alles sagen."

Bald nachher ging Sir Thomas zu Bett, und an diesem saß seine Gattin während der noch übrigen Stunden des Abends. Dennoch sagte er ihr von seinem geheimen Kummer kein Wort.

„Mr. Prendergast kommt hierher," sagte Herbert zu Somers.

„Das freut mich, obschon ich ihn nicht kenne," sagte Mr. Somers, „denn es ist höchst nothwendig, daß Jemand hier sei."

Ende des zweiten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.